

DIE WELTWOCHEN



Freiheitskämpfer

Entlebucher Bauernsohn Walter Wobmann lehrt Bern das Fürchten.

Marcel Odermatt

Königin der Tränen

Meghan Markle zelebriert royales Selbstmitleid. *Michael Bahnerth*

Ausländer auf der Intensivstation

Das grosse Tabu der Pandemie.

Christoph Mörgeli

Hohe Kunst des guten Lebens
Norbert Kördörfer
über Eddie Murphy
Comeback

4 194707 006904 10



«Höhlenforscher-Gemeinschaft Unterwalden», Ennetbürgen NW

Aus Liebe zum Dorf, wo das Vereinsleben unterirdisch ist.

Alle bewundern das Panorama hoch oben auf dem Bürgenstock über dem Vierwaldstättersee. Abenteuerlustige Ennetbürger bevorzugen die Tiefe, erkunden gemeinsam die unterirdische Schönheit der Region und gründeten darum die Höhlenforscher-Gemeinschaft Unterwalden. Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch – und ein kleines bisschen persönlicher.

Volg
frisch und fründlich

Die Schweiz ist grossartig

Die Schweiz ist ein Wunder. Dass es überhaupt ein Land gibt wie die Schweiz, ist eine Sensation. Es ist alles andere als selbstverständlich.

Natürlich kann die Schweiz untergehen. Das, was uns auszeichnet, Freiheit, ist eine Errungenschaft. Sie muss gewollt, verteidigt werden, stets aufs Neue.

Es lohnt sich, für die Schweiz zu sein.

Ich sage das ohne jede Überheblichkeit. Die Schweizer sind keine besseren Menschen, sie haben nicht die besseren Gene.

Im Gegenteil: Wir sind aus dem gleichen krummen Holz geschnitzt wie alle anderen. Umso beeindruckender ist das Weltwunder unserer Demokratie.

Eigentlich sprach alles dagegen. Als die drei Eidgenossen am Vierwaldstättersee den Schwur auf die Freiheit leisteten, herrschten in Europa Könige.

Die Schweiz war immer der stachlige Gegenentwurf zum Zeitgeist, das trotzige Nein dieser Alpenbewohner zu den scheinbaren Herrlichkeiten der sie umzingelnden Monarchien.

Als Europa in der Raserei eines religiösen Weltbürgerkriegs versank, lebten in der Schweiz fast friedlich die Konfessionen mit- und nebeneinander.

Nie liess sich die Schweiz vom Wahnsinn ihrer Umgebung anstecken: Imperialismus, Chauvinismus, Sozialismus, Nationalsozialismus, Europäismus tropften ab.

Notfalls verschanzte man sich in den ausgehöhlten Bergmassiven. «Isolationismus» ist vernünftig, wenn um einen herum die Welt durchdreht.

Die Schweiz ist der geniale Sonderfall eines Nationalstaats ohne Nation. Schweizer wird man nicht durch Geburt, sondern durch die Liebe zur Freiheit unserer direkten Demokratie.

«Wir Schweizer regieren uns selber.» Noch heute löst dieser aufrechte, für uns selbstverständliche Satz in der EU Wutanfälle aus. Weil sie uns beneiden.

Das Erfolgsrezept der Schweiz ist einfach, aber nicht banal: Jeder, der etwas leisten will, kann sich hier entfalten. Egal, woher er kommt.

Die grösste Lüge ist, die Schweizer seien gegen Fremde, gegen Ausländer. Unsinn. Die Schweizer haben nichts gegen Leute, die legal ins Land einreisen.

Von der unglaublichen «Freiheit der Leistung» sprach der frühere *Weltwoche*-Chefredaktor Lorenz Stucki. Der freisinnige Urschrei ist die Religion des Erfolgs in unserem Land.

Die Schweizer sind die Amerikaner Europas, die britische Insel auf dem Festland und doch ganz anders. Was sie mit diesen Staaten verbindet, ist die Freiheitsliebe.

Liebe kann rosten. Sie kann auch einschlafen. Oder verschwinden. Man kann die Freiheit vergessen. Manchmal verschwindet sie einfach.

Der grösste Feind der Freiheit ist die Politik, ist der Staat, der die Freiheit ermöglicht, aber immer auch bedroht. Gefährlich wird der Staat, wenn er das besonders Gute will.

Schlimmer als eine Diktatur ist eine Diktatur, die niemand zugibt. Im Bundeshaus stritten sie dieser Tage über die Corona-Diktatur. Lockdown oder Freiheit? Links oder rechts?

Die SVP war für die Freiheit, allein auf weiter Flur. Die Mitte schmolz nach links. Die FDP kippte um. Parteichefin Petra Gössi war nicht einmal in Bern.

Es war ein Sinnbild der Melancholie. Der grösste parlamentarische Freiheitskampf in der Schweiz seit 1848 fand ohne die freisinnige Parteipräsidentin statt.

Sie weilte in St. Gallen, um sich an der Hochschule für ihre Laufbahn als Verwaltungsrätin fortzubilden. Karrieremaschine Bundeshaus.

Die Linken trumpften auf: mehr Lockdown und noch mehr Geld für die Schäden, die der Lockdown der Linken verursacht, insgesamt 19 Milliarden Franken.

Anstatt zu öffnen, narkotisieren sie die Schweiz mit Geld, das ihnen nicht gehört. Und schaffen die Voraussetzung, um gar nicht aus dem Lockdown auszusteigen.

Die gute Nachricht lautet: Die Schweiz geht nicht unter, wenn die Politik versagt. Die letzte Verteidigungslinie unseres Landes sind die Schweizer.

Dabei wäre es so einfach. Die Bürgerlichen, die Rechten, die Liberalen, die Konservativen, wie immer wir sie nennen wollen, müssten sich nur, wie früher, auf die Freiheit einigen.

Freiheit heisst konkret: weniger Staat, weniger Vorschriften, weniger Verbote, weniger Steuern und Abgaben. Weniger Lockdown. Der Staat soll die Leute machen lassen.

Jeder Steuerfranken, der nicht erhoben wird, ist ein Sieg für die Freiheit. Jedes Gesetz, das nicht zustande kommt, entlastet die Schweiz.

Die Rechten, die Bürgerlichen lieben die Menschen. Sie sehen, wenn sie die Schweiz anschauen, Potenzial, Chancen, Möglichkeiten.

Es kommt gut, wenn man die Leute in Ruhe lässt. Jeder soll und kann aus sich das Beste machen. Gute Politik hält sich zurück, macht Selbstentfaltung möglich.

Die Linken lieben nicht die Menschen. Sie lieben die Menschheit. Für den Menschen haben sie nur Vorschriften, Verbote, Steuern übrig.

Die Linken sehen keine Chancen, wenn sie die Schweiz anschauen. Sie sehen nur Opfer. Denen geholfen werden muss.

Die Linken glauben nicht an die Menschen. Sie glauben an den Staat, an die Macht, die helfen soll. Sie hassen die Freiheit, das Gegenteil der Macht.

Die Rechten gewinnen, wenn sie für die Freiheit sind. Das erfordert Selbstbewusstsein, Rückgrat. Viel bequemer ist es, für die Unfreiheit zu sein.

Ich bleibe zuversichtlich. Die Schweiz ist stärker als Corona, stärker als die Politik. Das Virus ist ein Augenöffner. Es macht sichtbar, was fehlt: die Freiheit, Seele der Schweiz. R. K.

Gelenkprobleme
soll man nicht auf
die leichte
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Walter Wobmann, Ali al-Sistani, Simon Geissbühler, Chinas strahlende Zukunft, Giuseppe Gracia über James Bond

Mit Lob für Politiker muss man aufpassen. Die Volksvertreter handeln oft aus Eigennutz, um ihre Position abzusichern, ihre Macht zu erhalten oder, noch simpler, um der politischen Konkurrenz zu schaden. Doch für einmal ist es tatsächlich angebracht, einen Staatslenker zu rühmen. Was der Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann mit seinem Verhüllungsverbot erreichte, ist eine erstaunliche Leistung. Gegen alle anderen Parteien ausser seiner eigenen, den Bundesrat und das Establishment brachte er das Kunststück fertig, mehr als 1,4 Millionen Schweizerinnen und Schweizer von seinem Vorschlag, wie der militante Islam eingedämmt werden kann, zu überzeugen und am 7. März einen Abstimmungssieg einzufahren. Gleichzeitig demonstrierte der Bauernsohn aus dem Entlebuch und gelernte Automechaniker, was mit Überzeugung, Einsatz und Willen in der direkten Demokratie schweizerischer Prägung möglich ist. **Seite 14**

Von allen Papst-Reisen war die jüngste in den Irak wohl die eindrücklichste. In der zerstörten Altstadt von Mossul, wo die IS-Terroristen 2014 ihr Kalifat ausgerufen und die Christen vertrieben hatten, sprach Franziskus ein Friedensgebet. Es folgte der Besuch beim schiitischen Grossajatollah Ali as-Sistani in der heiligen Stadt Nadschaf. Matthias Rüb, FAZ-Korrespondent in Rom, war bei der Reise dabei. Für



Keiner macht es besser: Gottesmann Gracia als James Bond.

die Weltwoche porträtiert er den Führer der irakischen Schiiten und erklärt, warum Sistani für Franziskus der Partner auf Augenhöhe im Dialog zwischen Katholizismus und schiitischem Islam ist. **Seite 24**

Gespalten, zerstritten, dem Untergang geweiht. Die Fantasie vom Niedergang der USA gibt es seit ihrer Gründung 1776 und ist heute populär wie eh und je. «Sie wird durch stetige Wiederholung aber nicht wahrer», so Simon Geissbühler. Der Schweizer Diplomat, bis 2020 stellvertretender Missionschef in Washington und nun Leiter der Abteilung Frieden und Menschenrechte im EDA, erteilt in seinem neuen Buch «Amerika» Apokalyptikern eine Absage. In seinem Essay für die Weltwoche beschreibt er, dass sich die revolutionäre amerikanische Idee immer dann wieder erneuert hat, wenn sie zu scheitern drohte. **Seite 36**

Redaktor Alex Baur hat schon einige Kernkraftwerke von innen gesehen, und er gehört zu den ganz wenigen Journalisten, die sich Zutritt zu den Reaktorrüinen von Fukushima Daiichi verschaffen konnten. Nun nahm unser Kollege den zehnten Jahrestag der Reaktorkatastrophe in Japan zum Anlass, die weltweite Entwicklung der Kernenergie nach Fukushima zu analysieren. Die Fakten sprechen für sich: Entgegen den Prognosen haben vor allem Schwellenländer ihre nukleare Stromproduktion seither massiv

ausgebaut; China hat seine Kapazität mit topmodernen Reaktoren verfünffacht und ist auf bestem Weg, Russland die Rolle als Weltmarktführer streitig zu machen. Der Abgesang auf das Atomzeitalter war offensichtlich verfrüht; in Asien fängt es erst richtig an. **Seite 40**

Giuseppe Gracia wirkte während zehn Jahren als Medienbeauftragter des Bistums Chur, ehe er Anfang März von diesem Amt zurücktrat. In einem Essay für die Weltwoche schreibt er über eine grosse Leidenschaft seines Lebens: James Bond. Seit «Moonraker» (1979) ist Gracia von der Filmreihe und ihrem Helden fasziniert. Warum? «Keiner macht es besser. Keiner macht es kostspieliger. Keiner kämpft, taucht, fliegt und fährt besser Ski. Keiner rettet die Welt eleganter.» **Seite 72**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

Hansestadt mit Ohrenschaus

Die weltoffene Hafenmetropole ist berühmt für ihre Sehenswürdigkeiten und kulturellen Höhepunkte. Zu den Hauptattraktionen zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen, Ohren und Gaumen zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Deutschlands. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige der Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», das schon oft als Filmkulisse genutzt wurde, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Genächtigt wird im 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe vom Bahnhof Dammtor.

Die Hafencity besuchen wir am zweiten Tag. Nirgendwo sonst berühren sich das alte und das neue Hamburg so harmonisch wie hier. Dem Mittagslunch im Traditionsrestaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Hier liegt noch immer der Duft von Kaffee, Tee oder Gewürzen in der Luft. Am Abend kommen wir in den einmaligen Genuss eines Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie. Im Juni gastiert da das

erstklassige Gulbenkian-Orchester aus Lissabon; im November die Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester.

Was wäre Hamburg ohne Hafentrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des dritten Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant besichtigen wir zur finalen Krönung dieses Ausfluges die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung.

Zum Rückflug nach Zürich starten wir am Nachmittag – mit schönen, wertvollen Erinnerungen an die erlebnisreiche Zeit in Hamburg.

BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren!

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

Reisetermine:

27. bis 29.06.2021:
Gulbenkian-Orchester Lissabon
21. bis 23.11.2021:
Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss «Kajüte»
- Stadtrundfahrt
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) in der Elbphilharmonie
- Qualifizierte, diplomierte Reiseleitung

Preise (pro Person im Doppelzimmer):

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 1295.–
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1595.–
Zuschlag für November-Termin Fr. 80.–
Hafentrundfahrt und Kaffeerösterei Fr. 90.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



Alleingang: Walter Wobmann. Seite 14



Tränen: Meghan und Harry. Seite 20



Corona-Tabu: Seite 26

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Bersets Panik-Milliarde
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Oprah Winfrey
- 10 Tagebuch Slawa Bykow
- 12 Bern Bundeshaus
Sheriff im Parlament
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Zaubermeister der Demokratie
Walter Wobmanns Triumph
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Meghan Markles
wohl dosierte Trigger
- 18 Mörgeli
Freie Bahn für VR-Mandate
- 18 Schutzpatrone der Freiheit
Christentum für Liberale
- 19 Peter Bodenmann
Euro top – Franken floppt
- 20 Königreich der Selbstgerechten
Meghan und Harry
- 22 Liebe ist stärker als Biologie
Was den Menschen ausmacht
- 23 Katharina Fontana
Opfer oder Heldin
- 24 Der Weise aus dem Morgenland
Grossajatollah Sistani
- 26 Fast nur Ausländer in Intensivbetten
Zahlen zu einem Tabu
- 27 Kurt W. Zimmermann
«Okay, weil du es bist»
- 28 Freisinn im Freifall
Die FDP wirkt führungslos
- 29 Inside Washington

- 30 Orakel von Athen
Ökonomieprofessor Yanis Varoufakis
- 31 Uni für alle Die Vorstellungen
von Rektor Michael Schaeppman
- 32 Merkel hat's leichter als Nixon
Mit allen Tricks gegen die Opposition
- 34 Grillpartys gegen den Lockdown
Junge gegen Zwangsmassnahmen
- 35 Brief aus dem Kongo
- 36 Der amerikanische Traum lebt
Essay von Simon Geissbühler
- 38 Deutschlands Corona-Wikinger
Rostocks Bürgermeister Claus Madsen
- 39 Schicker Placebo-Effekt
Markus Ryffel über Laufschuhe
- 40 Chinas strahlende Zukunft
Boom der Kernenergie
- 42 Fukushima in den Alpen
Tiefe Grenzwerte
- 43 Kampagnen-Opfer Maisano
Im Visier des *Tages-Anzeigers*
- 44 Lebenslüge Solidarität
EU-Rennen um Covid-Impfstoff
- 46 Hohe Kunst des guten Lebens
Komiker Eddie Murphy
- 47 Henryk M. Broder
Das Frausein an sich
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe
Olivier Dassault, Mark Pavelich
- 50 Beat Gygi Neue Freihandelsabkommen
haben es schwer

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Christian Kracht
Auf der richtigen Seite

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Rupert Murdoch
Der letzte Medienzar
- 60 Kunst Otilie W. Roederstein
- 61 Klassik Andris Nelsons
- 61 Alben für die Ewigkeit
Rolling Stones: «Let It Bleed»
- 62 Lex Netflix Zur Kasse, bitte!
- 62 Film Alte Streifen, ganz neu
- 63 Pop Ani DiFranco
- 63 Jazz Jakob Bro

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ...
Lidewij «Li» Edelkoort, Trendforscherin
- 72 James Bond
Niemand macht es besser
- 74 Tamara Wernli
Sensibel unsensibel

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



1 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 1'400.- p/Mt., NK 140.-, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8172 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8172 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 991'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Bersets Panik-Milliarde

Erfahrungen aus Luxemburg zeigen, dass Covid-19-Massentests mehr schaden als nützen. Der Bundesrat verordnet sie trotzdem.

Alex Baur

Die Milliarden sitzen zurzeit locker in Bundesbern. Letzte Woche hat der Bundesrat beschlossen, eine weitere Milliarde für flächendeckende Corona-Massentests auf den Schuldenberg draufzupacken. Welches Ziel er damit genau verfolgt, bleibt nebulös. Glaubt die Landesregierung wirklich, sie könne damit dem Coronavirus ein für alle Mal den Garaus machen? Hofft sie, damit eine befürchtete dritte Welle früher zu erkennen? Oder tut sie es einfach, weil es die Deutschen auch tun? Reine Polit-Action, damit man, frei nach dem Motto «Nützt's nüt, so schadet's nüt», etwas getan hat?

Tatsache ist, dass sich der Bundesrat einmal mehr selbst widerlegt. Im letzten Juni hatte er einen entsprechenden Vorstoss aus dem Parlament noch deutlich abgeschmettert: «Das systematische grossflächige Testen sowie das Testen von repräsentativen Stichproben aus der hauptsächlich gesunden und symptomlosen Bevölkerung [sind] keine geeigneten Mittel, um eine präzise Information zur epidemiologischen Situation zu erhalten. Ein Virusnachweis bei einer symptomfreien Person ist schwierig zu interpretieren, da es sich um ein Überbleibsel einer geheilten Infektion handeln könnte.»

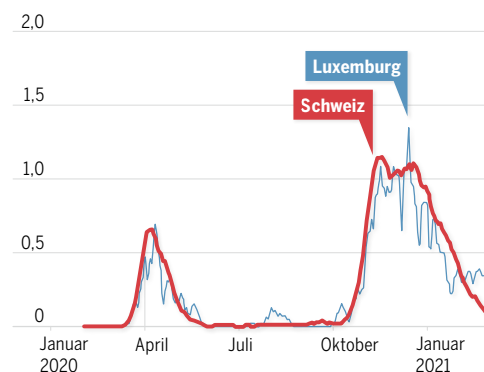
Sinnlose Geldverschwendung

Systemloses Testen ist noch widersinniger als systematisches Testen. Daran hat sich in einem halben Jahr nichts geändert. Es liegt nicht daran, dass der PCR-Test zu ungenau wäre, im Gegenteil. Das Problem: Aufgrund von genetischen Schnipseln kann er zwar nachweisen, dass ein Mensch mit einem bestimmten Virus Kontakt hatte; doch der Test besagt nichts darüber, ob eine Infektion allenfalls bevorsteht, bereits im Gange ist oder, vielleicht symptomlos, schon überwunden wurde. Und selbst wenn ein Kranker getestet wird, ist nicht einmal sicher, ob Sars-CoV-2 die Ursache ist. Es kann auch an einem anderen Virus liegen. Der Test findet immer nur das, was man sucht. Der PCR-Test ist daher zur medizinischen Diagnose nicht geeignet, wie auf jeder Packungsbeilage nachzulesen ist.

Ein in der renommierten Fachzeitschrift *The Lancet* kürzlich publizierter Artikel fasste den

Todesfälle in Verbindung mit Covid-19

Durchschnitt über 7 Tage der täglichen Todesfälle pro 100.000 Einwohner



Minimale Unterschiede.

Stand des Forschung wie folgt zusammen: Wer sich mit Covid-19 ansteckt, ist in der Regel während vier bis acht Tagen potenziell ansteckend; normalerweise beginnt diese Phase zwei Tage bevor Symptome auftreten, und sie dauert danach fünf Tage an; weil die Gen-Schnipsel des Virus aber noch wochenlang und bisweilen sogar über Monate im Körper hängenbleiben, dürften 50 bis 75 Prozent der zufällig positiv getesteten Personen den Erreger längst erfolgreich abgewehrt haben.

Dies erklärt, warum so viele positiv Getestete nie Symptome entwickeln. Wie viele das sind, weiss man beim Bundesamt für Gesundheit (BAG) nicht, weil es nie untersucht wurde. Nun wäre es zwar möglich, über den sogenannten CT-Wert die Virenlast abzuschätzen; ein tiefer Wert wäre ein Indiz dafür, dass eine Covid-19-Infektion akut im Gange ist. Doch auch auf diese Differenzierung verzichtet das BAG. Man will es gar nicht wissen und begnügt sich stattdessen damit, möglichst viele Fälle zu generieren, von denen man nicht weiss, ob sie effektiv infektiös sind.

Massentests mögen interessant sein für die Forscher. Je mehr Daten diese zusammentragen, welche sie danach auswerten und publizieren können, desto besser für sie. Dem Arzt, der Patienten schützen und heilen will, bringen diese

Daten nichts. Weil der PCR-Test immer nur eine rückblickende Momentaufnahme ist, lässt sich mit ihm auch die Ausbreitung des Virus nicht nachhaltig eindämmen. Selbst wenn es möglich wäre, die gesamte Bevölkerung auf einen Schlag zu testen und alle Grenzen hermetisch abzuriegeln, bliebe immer noch eine Fehlerquote. Ein paar Infektionen reichen, um die Verbreitung am nächsten Tag wieder in Gang zu setzen und den Erfolg zunichtezumachen.

Dass Massentests eine sinnlose Geldverschwendung sind, hat der Feldversuch im Grossherzogtum Luxemburg demonstriert. Dort hat die Regierung im Mai 2020 beschlossen, ihre 613 894 Untertanen alle durchzutesten. Inzwischen ist jeder Luxemburger im Schnitt 3,5-mal auf Covid-19 getestet worden. Das führte zwar dazu, dass Luxemburg, gemessen an der Bevölkerung, fast doppelt so viele «Fälle» registrieren konnte wie die Schweiz. Doch die Corona-Wellen verliefen in beiden Ländern praktisch deckungsgleich. Auch bei den Todesraten sind die Unterschiede minim (siehe Grafik). Am 4. Februar landete Luxemburg allen Massnahmen zum Trotz wieder auf der Liste der Risikogebiete, das Land steht schlechter da als die Schweiz. Fazit: Ausser Spesen nix gewesen.

Medizinische Massnahmen sind an den WZW-Kriterien zu messen: Wirksamkeit, Zweckmässigkeit, Wirtschaftlichkeit. PCR-Massentests (Kostenpunkt: 140 Franken pro Abstrich) erfüllen keine dieser drei Anforderungen. Der Aufwand steht in einem krassen Missverhältnis zum Ertrag. Man nimmt dabei billigend in Kauf, dass Hunderttausende von Menschen unter drakonischer Bussandrohung in die Quarantäne gesperrt werden, obwohl sie gar nicht ansteckend sind.

Die Menschen werden damit in den Dienst der Wissenschaft gestellt. Doch eigentlich müsste es umgekehrt sein: Die Wissenschaft sollte den Menschen dienen. Dabei gäbe es mit der Untersuchung der Abwässer ein viel einfacheres Mittel, um herauszufinden, ob eine Virenwelle im Anzug ist. Doch mit derart einfachen Massnahmen lässt sich die Pandemie-Stimmung schlecht aufrechterhalten.

Liebe Oprah Winfrey

Sie sind definitiv die Queen der Talkmaster/-innen. In über vierzig Länder wurde Ihr Interview mit Meghan und Harry weiterverkauft. Für Sie hat sich die Übung gelohnt, finanziell und prestigemässig. Es steckt ja auch viel Arbeit dahinter. Wie mühsam muss es gewesen sein, die zwei abtrünnigen Ex-Royals zu überzeugen, genau das zu tun, wogegen die beiden in England noch energisch prozessiert haben: Details über ihr Privatleben zu verzapfen.

Das solle die Boulevardpresse endlich unterlassen, klagten sie. Das macht man besser gleich selbst, muss man heute beifügen. Ich habe grösste Bewunderung dafür, wie Sie die beiden dazu gebracht haben, die schmutzige Wäsche der Familie im Garten der Nachbarin zu waschen. Der «guten Freundin» Oprah anzuvertrauen, dass man eigentlich – wie es heute Mode ist – nur bedauernswertes Opfer sei. Dass man wegen der Schwägerin geweint, dass man sogar mal



Grösste Bewunderung:
Talkmasterin Winfrey.

an Selbstmord gedacht habe. Und dass in der «Firma» niemand dem Paar hilfreich zur Seite gestanden sei.

Die ganze Welt ist darauf reingefallen, viele Medien sind überzeugt, jetzt sei das Königshaus im Mark getroffen. *Chutzemischt*, hätte meine Grossmutter gesagt. Sie wissen selbst,

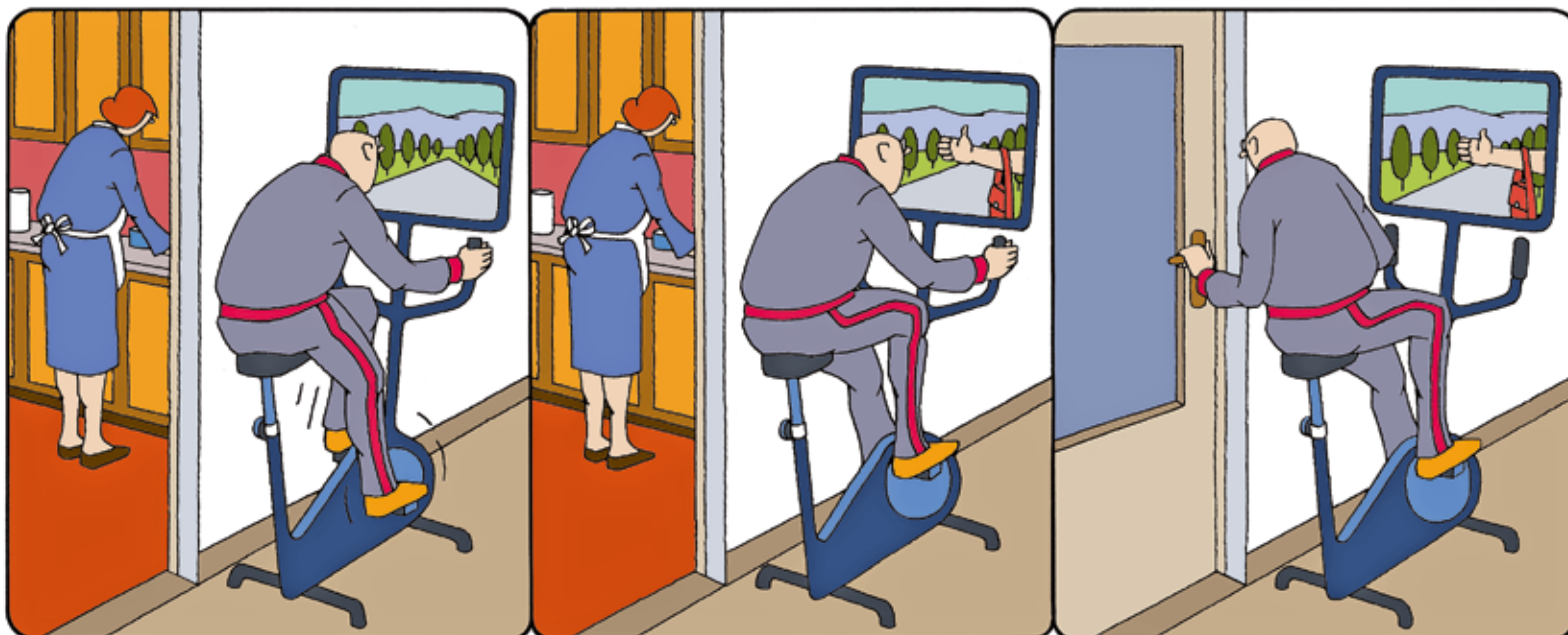
dass hier nur auf einer Seite maximaler Schaden angerichtet wurde: Die Sussexes machen zurzeit eine jämmerliche Falle.

Wie gierig Sie auf möglichst Skandalöses gelauert haben, zeigt Ihre Reaktion auf die Aussage von Meghan, es sei sogar die Frage aufgetaucht, wie dunkel wohl die Hautfarbe von Archie sein werde. «Was?», riefen Sie völlig aufgeregt, «tatsächlich wurde das gefragt. Ooouh!» Rassismus-Alarm! Zurzeit gibt's in den US-Medien nichts Besseres. Dabei hätten Sie einfach fragen können, ob diese Neugier nicht völlig normal sei. So, wie man sich heute fragt, ob das zweite Kind rote Haare haben wird.

Und wie intelligent eigentlich Harry ist. Aber eben, unaufgeregte Vernunft verkauft sich weniger gut.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Slawa Bykow



Wenn die Tage wieder länger werden, steigt auch die Fieberkurve auf dem Eis. In einem Monat beginnen die Play-offs und damit die schönste Zeit des Jahres. Letztlich sind die fünfzig Qualifikationsrunden wie eine lange Vorbereitungsphase auf den grossen Höhepunkt. Das Playoff ist wie die Kirsche auf dem Kuchen. Bei mir kommen auch Erinnerungen an meine aktive Karriere auf, in der ich mit Gottéron zwischen 1992 und 1994 dreimal nacheinander den Final erreichte.

Als Verwaltungsrat bin ich nach wie vor in die Geschäfte des Klubs involviert. Ich unterstütze den Verein mit meinem Netzwerk und trage die strategischen Entscheide mit. Durch die Präsenz meines Sohns Andrei in der ersten Mannschaft lebe ich auch emotional stark mit. Es macht mich stolz, dass Andrei seinen Weg so erfolgreich gegangen ist und unlängst den Vertrag um zwei Jahre verlängern konnte.

Die Frage, ob der Name Bykow für ihn auch eine Bürde war, wurde mir oft gestellt, und ich kann sie nicht abschliessend beantworten. Wir versuchten ihn – genauso wie seine vier Jahre ältere Schwester Masha – ganz normal zu erziehen. Auf keinen Fall wollten wir den Kindern das Gefühl geben, sie seien etwas Spezielles, weil ihr Vater ein bekannter Sportler war.

Ich habe in den letzten 42 Jahren intensiv fürs Eishockey gelebt. Nun steht für mich die Familie im Zentrum. Dazu gehört auch unser sechsjähriger Enkel Evan, der ebenfalls schon für Gottéron stürmt. Ob er jemals so gut sein wird wie sein Onkel oder sein Grossvater, ist nebensächlich. Es ist wichtiger, dass er Freude am Sport und an der Bewegung hat und seine Emotionen auf dem Eis ausleben kann.

Als Kind in Tscheljabinsk war ich auch ein begabter Fussballer. Ich spielte im Mittelfeld,

verteilte die Bälle und war durch meine Schnelligkeit ziemlich torgefährlich. Mit achtzehn Jahren musste ich mich für eine Sportart entscheiden. Ich wählte Eishockey, weil mich die gleitenden Bewegungen und die Ästhetik des Schlittschuhlaufens immer faszinierten.

Am Eishockey mag ich ausserdem, dass immer das Team im Vordergrund steht. Gemeinsam kann man die Perfektion finden – individuell und als Equipe. Mit dieser Perfektion lassen sich Grenzen verschieben. Mit ZSKA Moskau und der sowjetischen Nationalmannschaft gelang uns das. Viktor Tichonow war als Trainer die prägende Figur – ich nenne ihn «Maximalist». Er wollte immer das Optimum erreichen. Diesen Anspruch stellte ich auch an mich, als ich längst nicht mehr unter ihm trainierte. Ich denke, das war die grösste Stärke der sowjetischen Eishockeyschule: immer das Maximum herausholen zu wollen.

Als ich mit Andrei Chomutow 1990 nach Freiburg kam, hätte ich nie damit gerechnet, dass ich so lange hier bleiben würde. Eigentlich verliessen wir Moskau mit der Absicht, die Welt zu erobern. Aber ein Mann sorgte dafür, dass wir uns hier sofort wie zu Hause fühlten: Gottéron-Präsident Jean Martinet, diese charismatische, charmante und humorvolle Persönlichkeit. Jeanno, wie ihn alle nannten, war in jeder Beziehung ein aussergewöhnlicher Mensch. Für mich wurde er wie ein zweiter Vater. Ich bin ihm für alles, was er für uns gemacht hat, äusserst dankbar. Dass er im Oktober 2016 mit erst siebzig Jahren gestorben ist, macht mich noch heute traurig.

Die Zeiten als Spieler von Gottéron waren für mich in jeder Beziehung prägend. Die Euphorie, die wir damals im ganzen Land entfacht haben, war enorm. Es gab plötzlich Gottéron-Fanklubs von St. Gallen bis nach Genf. Für mich war

es immer sehr wichtig, mich zu integrieren. Wenn man sich mit den Menschen gut versteht, fühlt man sich automatisch wohl. Deshalb war es für uns nie ein Thema, unseren Lebensmittelpunkt aus dem Raum Freiburg zu verlagern.

Dass ich 2003 den Schweizer Pass erhalten habe, macht mich stolz. Wir haben in der Familie zwar immer Wert darauf gelegt, unsere russischen Wurzeln zu pflegen und mit den Kindern und mit dem Enkel Russisch zu sprechen. Aber heute kann ich auch sagen: Ich bin stolzer Bürger von Marly und dankbar, dass wir in der Schweiz mit offenen Armen empfangen wurden. In Russland gibt es ein Sprichwort: Wenn jemandem einem Russen das Herz öffnet, kriegt er das Zehnfache zurück.

Ob ich nochmals als Trainer arbeiten werde, weiss ich nicht. Natürlich ist es ein reizvoller Gedanke, auch mal in der Schweiz zu coachen. Bisher tat ich dies als Cheftrainer nur auf Juniorenstufe. Wie heisst es doch so schön: «Sag niemals nie.» Aber wie gesagt, steht für mich derzeit die Familie im Zentrum. Wie wichtig sie mir ist, merkte ich vor allem von 2004 bis 2011, als ich als Eishockeytrainer oft in Russland war. Mir fehlte damals die Wärme, die man nur zu Hause finden kann.

Als unsere Kinder auszogen, schaute ich, dass sie in der Nähe wohnen bleiben. So können wir uns sehen, wann wir wollen – und ich darf meiner schönen Aufgabe als Grossvater nachkommen. Das ist sozusagen die Kür des Familienlebens.

Slawa Bykow, 60, gewann mit der sowjetischen Eishockey-Nationalmannschaft vier WM-Titel und einmal Olympiagold. Als Trainer führte er Russland zu zwei WM-Titeln.

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Sheriff im Parlament

FDP-Ständerat Andrea Caroni galt als liberaler Hoffnungsträger. Nun markiert er den harten Mann und befremdet Kollegen.

Der Erfolg der Verhüllungsverbot-Initiative war der Sieg der Underdogs um SVP-Nationalrat Walter Wobmann über das Establishment, angeführt vom Ausserrhoder Ständerat Andrea Caroni (FDP). Gutaussehend, gestylt, Doktor der Rechte: Caroni ist das Gegenteil des hemdsärmeligen KMU-Verkaufsleiters Walter Wobmann. Doch wenn dieser in den Kampf zieht, geht er meistens als Sieger vom Platz.

Bei Caroni ist es anders. So verlor er schon 2014 als Chef des Komitees gegen die Pädophilen-Initiative. Diesmal überliess er nichts dem Zufall: Noch bevor die Initiative für ein Verhüllungsverbot eingereicht war, organisierte er die Gegenbewegung. Geholfen hat es wenig. Für einen, der stets Klassenbester war, müssen solche Niederlagen besonders schmerzhaft sein.

Erfolgsgeliebten von Haus aus

Caroni lässt sich nichts anmerken und sagt: «Es war sicherlich attraktiv, hier ja zu sagen. Wer mag schon Burkas oder den radikalen Islam.» Immerhin sei die Zustimmung tiefer als noch bei der Minarett-Initiative. Diese Erklärung ist typisch für Caroni: Erfolgsgeliebten von Haus aus, will er nicht als unglücklicher Verlierer dastehen.

Der Ständerat ist der Enkel des Schweizer Flugzeugbauers Claudio Caroni, der nach dem Zweiten Weltkrieg die Dornier-Werke in Altenrhein übernahm. Sein Vater ist ein renommierter Jurist. Die Latte liegt hoch.

Aber Andrea Caroni erfüllt die hohen Erwartungen. Die Matura schliesst er mit einem Notendurchschnitt von 5,97 ab. Danach treibt er die Karriere mit hohem Tempo voran: Studium in Zürich und Genf, Erwerb des Anwaltspatents, Doktorarbeit, Nachdiplomstudium an der Harvard-Universität. Drei Jahre arbeitet er als Berater von FDP-Bundesrat Hans-Rudolf Merz, von dem er bis heute in den höchsten Tönen schwärmt.

2011 schafft er als junger FDP-Kandidat überraschend die Wahl in den Nationalrat. Frech kandidiert er bloss zwei Jahre später für das Nationalratspräsidium, unterliegt aber partei-



Notendurchschnitt von 5,97: Musterschüler Caroni.

intern Christa Markwalder. Als der langjährige Ausserrhoder Ständerat Hans Altherr 2015 zurücktritt, meldet Caroni sofort seine Ambitionen an. Der Wechsel hat Folgen. Caroni wird zwar Ständerat, die FDP verliert jedoch ihren traditionellen Nationalratssitz an die SVP. In der

Caroni profitiert vom Wohlwollen der Medien. Aus Niederlagen werden Heldengeschichten.

FDP machen einige Caroni dafür verantwortlich. Er habe seine persönlichen Ambitionen über die Interessen und das Wohl der Partei gestellt, heisst es.

Doch Caroni profitiert vom Wohlwollen der Medien. Aus Niederlagen werden Heldengeschichten. Sein Engagement gegen die Pädophilen-Initiative habe ihm Respekt weit über die Parteigrenzen hinaus gebracht, hört und liest

man. Tatsächlich war es für Caroni eine eklatante Niederlage: Die Initiative wurde mit 63 Prozent Ja-Stimmen angenommen.

Bei den Kollegen im Bundeshaus gehen die Meinungen über ihn weit auseinander. Für die einen ist er blitzgescheit, andere sehen in ihm bloss einen Streber, den es ins Rampenlicht drängt. Sucht er mit seinen Engagements wie jenem gegen das Verhüllungsverbot die Aufmerksamkeit? «Wer sich auf dieser höchst unpopulären Bühne exponiert, tut sich das nur an, weil er auch im Gegenwind für seine liberalen und föderalistischen Grundsätze kämpft», gibt er zur Antwort.

«Das war kindisch»

Länger schon ist Caroni Vizepräsident der FDP und gilt wie seine Partei- und Ratskollegen Damian Müller und Thierry Burkart als Kandidat für den Bundesrat. Er ist allerdings drauf und dran, den Goodwill in der Bundesversammlung zu verspielen. Als Präsident der Gerichtskommission, die für die Wahl des Bundesanwalts zuständig ist, hat er viel Geschirr zer schlagen. Nach zwei Ausschreibungsrunden konnte sich die Kommission noch immer nicht auf einen Nachfolger für Ex-Bundesanwalt Michael Lauber einigen.

Weil Details zu den Kandidaturen vorzeitig an die Öffentlichkeit gelangt waren, polterte Caroni im Radio SRF, als sei er der Sheriff im Bundeshaus: «Mindestens jemand in dieser Kommission ist hochgradig kriminell», sagte er. Und: «Ich wünsche mir, dass die Bundesanwaltschaft diese Person in Handschellen aus der Kommission abführt.» Einzelne Kollegen waren konsterniert. «Das war kindisch», sagte einer. Caroni plaudere doch selber aus dem Nähkästchen.

Er selber sieht sich als Verteidiger der Ordnung. Als Liberaler und Freund des Rechtsstaates könne er nicht wegschauen, wenn in einer Kommission Gesetze und die Persönlichkeitsrechte von Menschen verletzt würden. Er ist im Rechtfertigungsmodus. Der Eindruck drängt sich auf: Obwohl er schon mehrmals unpopuläre Positionen vertreten hat, steht Musterschüler Caroni erstmals richtig im Gegenwind.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Die mutigste PR-Agentur der Schweiz ist der *Tages-Anzeiger*. Am Samstag verblüffte die Redaktion mit der Frontschlagzeile: «Bundesrat spendiert Gratistests für die ganze Bevölkerung». Eine solche Jubelmeldung wäre sogar der Bundeskanzlei zu schönfärberisch. Dass Menschen kaum je Heilige sind, ist seit biblischen Zeiten bekannt. Frei nach Evangelist Markus: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Politiker die Rechnung zahlt.

Machen wir trotzdem den Überschlag: Die Lohnkosten der amtierenden Bundesräte betragen drei Millionen Franken. Die Rentenansprüche der ehemaligen Bundesräte dürften ähnlich hoch sein (die genauen Zahlen hält der Bund unter Verschluss). Das ergibt sechs Millionen Franken pro Jahr. Nimmt man Kosten von 1,2 Milliarden Franken für die Testoffensive, müssten Bundesräte die nächsten 200 Jahre auf Lohn und Renten verzichten, um die Kampagne «spendieren» zu können.

Sehen wir es positiv: Der Ausflug ins Paralleluniversum *Tages-Anzeiger* lenkt die Gedanken auf die Zeit nach Corona. Bis 2221 wird das Virus sicher unter Kontrolle sein. Wobei, was weiss man schon? Bereits schreibt der *Tages-Anzeiger*: «Für Fantasien über weitere Lockerungen ist es noch zu früh.» Sinngemäss nach Markus: Wer's glaubt, wird selig.

Die deutsche Philosophieprofessorin Lisa Herzog, die in den Niederlanden lehrt, begibt sich in die Niederungen der Schweizer Ordnungspolitik. Sie wirbt für «ein verstärktes Stimmrecht der Arbeitnehmer in einer Firma». Ihnen sollte in Verwaltungs-

räten ein Gewicht von 51 Prozent zukommen. «Das wäre möglich, ohne institutionell eine grosse Revolution anzetteln zu müssen», erklärt Herzog.

Die Enteignungsfantasien laufen unter dem Schlagwort «Wirtschaftsdemokratie». Enteignung ist in diesem Zusammenhang das richtige Wort, auch wenn es Herzog weiträumig umgeht. «Nur auf die Freiwilligkeit bei den Firmen zu setzen, ist jedenfalls nicht erfolgsversprechend», räumt sie immerhin ein.

Auch zu Abstimmungsergebnissen in der Schweiz lässt sie sich vernehmen. Das Scheitern der Konzerninitiative sei «sehr traurig», «sehr

Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Politiker die Rechnung zahlt.

kurzsichtig». Herzog fragt: «Wieso können sich Unternehmer im öffentlichen Diskurs oft so gut durchsetzen?» Und sie gibt die Antwort im Gewand einer rhetorischen Frage gleich selber: «Wer kann wie viel Geld für Werbung ausgeben? Das spiegelt sich auch in den Medien.» Nebenbei: Herzog kann all diese Ideen auf einer ganzen Seite in den reichweitenstarken Tamedia-Titeln verbreiten.

Das Herzstück ihrer philosophischen Auslegeordnung ist die Forderung nach einer Jobgarantie. Das erinnert an die DDR, deren Verfassung das Recht auf Arbeit verbrieft. Wer sich kündigt machen will, wie das Experiment herausgekommen ist, wende sich an den Ökonomen oder Historiker seiner Wahl.

Vorbei die Zeiten, als NZZ-Redaktoren mit dem ruhigen Selbstbewusstsein müheloser

Überlegenheit das Zeitgeschehen verfolgten, hiess es vor einer Woche an dieser Stelle. Inzwischen ist klar: Das war ein Irrtum.

Am Dienstag teilte Wirtschaftsredaktor Patrick Herger in der Zeitung mit, dass dem emeritierten Finanzprofessor und ehemaligen Nationalbank-Direktoriumsmitglied Urs Birchler ein sogenannter Agamemnon-Fehler unterlaufen sei. Wem entfallen ist, was es damit auf sich hat: Gemeint ist «ein kognitives Fehltriteil, das an der Nahtstelle von Verfügbarkeitsheuristik und Pareidolie liegt», wie Herger schreibt.

Der schöne Name dieses Fehltriteils geht zurück auf Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Von ihm stammt der Satz: «Er las immer Agamemnon statt <angenommen>, so sehr hatte er den Homer gelesen.»

Herger erklärt dazu: «Wenn man sich Wissen angeeignet hat, kann einen dieses Wissen auch dazu verführen, Dinge zu erkennen, die nicht da sind.» Gerade dieser Fehler sei Birchler bei einer Prozentberechnung unterlaufen. Darauf folgt eine lange Beweisführung, die sich – Irrtum vorbehalten – um die richtige Interpretation eines «Basiswerts» dreht. Gourmets der Finanzarithmetik kommen dabei sicher auf ihre Kosten.

Für alle anderen hält Herger einen tröstlichen Hinweis bereit: Es handle sich bei der Sache «in der Tat um eine komplizierte Angelegenheit», und «selbst Universitätsstudenten und Mathematikdozenten» hätten damit ihre liebe Mühe. Spitz fügt er hinzu: «Dasselbe gilt für Finanzprofessoren und Direktionsmitglieder der Schweizerischen Nationalbank.»

Man darf hiermit Entwarnung geben: Die NZZ lebt. Und wie!

Zaubermeister der Demokratie

SVP-Nationalrat Walter Wobmann triumphiert zum dritten Mal bei einer Volksabstimmung. Wie ihm das gelungen ist? Er entblöste seine Gegner, ohne dass es diese merkten.

Marcel Odermatt

Seine Gegner glauben, sie seien gescheiter, eloquenter, weltläufiger, belesener, weiser und sähen besser aus: Walter Wobmann fügte ihnen trotzdem eine Niederlage zu, die sich gewaschen hat. 1 427 626 Stimmbürgerinnen und Stimmbürger oder 51,2 Prozent der Abstimmenden votierten für das Verhüllungsverbot des Solothurner SVP-Nationalrats.

Das kleine Grüppchen der Initianten um Wobmann traf sich am Sonntag im Berner Hotel «Kreuz» unweit des Bundeshauses. Gelassen, ohne Jubelstürme, dafür erleichtert und zufrieden nahm man die Resultate des Wahlsiegs auf. Noch wenige Tage vor dem Urnengang hatte sich Unsicherheit breitgemacht. Reicht es für den Coup, für die Politik-Sensation?

Die Armada der Opponenten kam den Initianten im Schlusspurt der Entscheidung plötzlich übermächtig vor. Alle Parteien ausser der SVP, auch der Bundesrat mit der beliebten Justizministerin Karin Keller-Sutter, dazu die Mehrheit des Parlaments, tonangebende Medien und die vereinte Intelligenzija – sie alle bauten sich vor Wobmann und dessen Getreuen auf.

Entlebucher Bauernsohn

Doch die Underdogs überquerten die Ziellinie als Erste. Walter Wobmann erläuterte in seiner knappen Rede, was er und seine wenigen Mitsstreiter mit ihrem Volks-Ja erreicht hätten. «Das würden nicht viele fertigbringen», sagte der Entlebucher Bauernsohn, der im persönlichen Kontakt immer anständig, höflich und bescheiden auftritt.

Tatsächlich hat er allen Grund, zufrieden zu sein. Nach dem Minarett-Bann und der Verhinderung teurerer Autobahnvignetten feiert der Vater von drei erwachsenen Kindern aus Gretzenbach bereits seinen dritten Triumph mit einem Anliegen, das er von A bis Z – das heisst von der Idee über die Unterschriftensammlung bis zum Abstimmungskampf – prägte und dirigierte.

Das Erstaunlichste daran ist: Walter Wobmann zieht keinen persönlichen Profit aus

seinen Erfolgen. In seiner Partei steigt sein Standing zwar sicher an. Doch werden dort weiterhin andere den Ton angeben. Von den Parteioberen kreuzte an der Wahlfeier im Hotel «Kreuz» niemand auf. «Ich wollte meinen erfolgreichen Kollegen nicht die Show stehlen», sagt Präsident Marco Chiesa tags darauf im Bundeshaus schmunzelnd. Wobmann bleibt trotz seiner glänzenden politischen Bilanz in der SVP ein wohlgeleitener Aussenseiter.

Das Burkaverbot bringt dem Verkaufsleiter eines KMU auch keine Aufträge ein, von gutbezahlten Pöstchen ganz zu schweigen. Im Gegenteil: Wobmann hat nach eigenen An-

Trotz seiner glänzenden politischen Bilanz bleibt er in der SVP ein wohlgeleitener Aussenseiter.

gaben für die Kampagne sogar Geld aus dem eigenen Sack ausgegeben.

Normalerweise läuft das in der Politik anders: Ein Ja zur Konzernverantwortungsinitiative im Herbst hätte Non-Profit-Organisationen neue Geschäftsfelder erschlossen. Bei korruptionsanfälligen Rüstungsgeschäften wie dem Kauf von Kampfflugzeugen scheffeln sich die Beteiligten Riesensummen zu. Die Energiestrategie 2050 bewirkt eine milliardenschwere Umverteilung. Kein Wunder, entzogen sich die sonst omnipräsenten Lobbyisten dem Abstimmungskampf um das Verhüllungsverbot.

Mit seinen Kunststücken fördert Walter Wobmann die Magie des schweizerischen Politiksystems zutage. Noch immer ist es



„In gewisser Weise nehmen wir doch jetzt unsere Altersvorsorge selbst in die Hand...“

möglich, dass ein Nichtakademiker ohne besonderen Einfluss und Geld, ohne PR-Unterstützung und Imageberater, ein Mann, der den obersten Knopf seines Hemdes trotz Krawatte einfach nicht zuzubringen scheint – noch immer ist es möglich, dass ein solcher Mann aus der Mitte des Landes ein relevantes Thema wie Islamismus und Hooliganismus aufnehmen und seinen Lösungsbeitrag dem Volk unterbreiten kann. Und dafür sogar eine Mehrheit findet.

Operation Libero düpiert

Was es dafür braucht? Fast bedingungslosen Einsatz. Am Tag nach dem Abstimmungssieg, beim Gespräch im Bundeshaus, ist Wobmann die Müdigkeit anzumerken: «Der Abstimmungskampf war sehr anstrengend. Ich bin ausgelaugt.» Jetzt müsse er erst mal durchatmen.

Auf die Frage, was als Nächstes komme, ob er nach den drei Erfolgen einen vierten, quasi den politischen Grand Slam, anvisiere, meint er, es sei zu früh, um sich darüber Gedanken zu machen. Typisch Walter Wobmann: Der Meister der direkten Demokratie lässt sich alle Optionen offen.

Wie geschickt er vorgeht, zeigt sich auch am Verhalten seiner Gegner. Wobmann holte en passant die Exponenten der Operation Libero, sonst für ihre Kampagnen allseits bewundert, auf den Boden der Realität zurück. Die Politwunderkinder liessen sich zu einem Werbezug hinreissen, der Burkaträgerinnen mit Menschen in Brautkleidern, Arztkitteln, Bauarbeiter-Ausrüstung oder Fasnachtst Kostümen zeigte. «Alle Menschen haben das Recht, selbst zu wählen, wie sie sich kleiden wollen», lautete die Botschaft. Als ob Burkaträgerinnen ihr Gewand grundsätzlich aus freien Stücken anziehen würden.

Und die Operation Libero legte noch einen drauf. Sie veröffentlichte einen Beitrag mit der rhetorischen Frage: «Wo kämen wir hin, wenn wir alles verbieten, was einige nicht mögen?» Dazu gab es Bilder von Pizza, der Sängerin Céline Dion, Koriander und Crocs-



Immer fair bleiben: Volksvertreter Wobmann.

Schuhen. Kurz: Die Burka als Ausdruck eines fundamentalistischen Islam, mit dem die meisten Muslime nichts zu tun haben, soll etwas so Alltägliches sein wie ein Gewürz oder ein Musikalbum. Die Operation Libero hatte sich damit endgültig ins Abseits manövriert.

Dort steht nun auch Karin Keller-Sutter. Die erfolgsverwöhnte freisinnige Bundesrätin kassierte ihre erste Schlappe vor dem Volk. Das Mitleid von Walter Wobmann hält sich in Grenzen: «Sie befindet sich nicht auf der Linie mit den Bürgern», sagt er mit unverhohlener Genugtuung.

Die Justizministerin selber machte nach dem Flop auf Schadensbegrenzung. «Das Ver-

hüllungsverbot ist kein Votum gegen die Muslime», erklärte sie kleinlaut unter ihrer Maske. Genau, das hatte Walter Wobmann in den vergangenen Wochen immer und immer wieder gesagt. Sein Burkaverbot zielt auf den Islamismus.

Weiter erinnerte Keller-Sutter daran, dass auch andere Länder wie Frankreich und sogar muslimische Staaten ein Verhüllungsverbot kennen würden. In anderen Worten: Es ging um ein Anliegen, das im politischen Mainstream liegt. Zu einem extremen Vorstoss machten es die linken Gegner, um dagegen mobilisieren zu können. Der Redlichkeit halber hätte Karin Keller-Sutter schon vor dem Ab-

stimmungssonntag auf Distanz zu diesen Akteuren gehen müssen.

Karin Keller-Sutter steht nun in der Pflicht: Sie muss den Volkswillen umsetzen. Allerdings will die Bundesrätin den Ball nun den Kantonen zuspiesen und kein einheitliches Bundesgesetz ausarbeiten, wie sie am Sonntagabend nach der Niederlage ankündigte. Für die Gewinner des Urnengangs ist der Fall klar: Ein eidgenössisches Volksbegehren müsse vom

Auch Wissenschaftler liessen sich vom gelernten Automechaniker vorführen.

Bund umgesetzt werden, wie das in anderen Situationen wie beispielsweise bei der Zweitwohnungsinitiative passiert sei. Sie haben Widerstand gegen die Pläne der Regierung angekündigt.

Keine verbalen Entgleisungen geduldet

Doch nicht nur die Politik treibt Wobmann vor sich her. Auch Wissenschaftler liessen sich vom gelernten Automechaniker vorführen. Um gegen das Anliegen Stimmung zu machen, verkaufte Religionsforscher Andreas Tunger-Zanetti von der Universität Luzern ein Gespräch mit einer verschleierte Muslima als «eigenen Forschungsbeitrag».

Damit nicht genug. In einem Interview mit dem Online-Medium *Watson* erklärte Tunger-Zanetti diese Woche, kaum eine der Frauen werde nun die Gesichtsverhüllung aufgeben. «Das wünschte sich wohl das Initiativkomitee, aber so läuft das nicht.» Dieses sonderbare Demokratie- und auch Rechtsstaatsverständnis des Religionsgelehrten dürfte den einen oder anderen bestärken, Walter Wobmann seinen Support gegeben zu haben.

Während die Gegner die Contenance verloren, impfte Walter Wobmann seinen Leuten das Gegenteil ein: «Ich sagte ihnen immer, sie müssten fair, anständig und beim Thema bleiben.» Er dulde keine verbalen Entgleisungen, sondern nur sachliche Argumente. «Dass mir das gelungen ist, gibt mir eine grosse Zufriedenheit.»

Beim Gespräch mit dem Abstimmungssieger vor den drei Eidgenossen, der 24 Tonnen schweren Rütli-Gruppe in der Kuppelhalle des Bundeshauses, kommt auch der Solothurner Ständerat Roberto Zanetti auf seinen Parlamentskollegen zu. Die beiden Vertreter des gleichen Kantons grüssen sich mit dem Pandemie-bedingten Ellbogen-Hallo.

Der SP-Vertreter im Stöckli gratuliert Wobmann herzlich. «Unglaublich, dass du das jetzt bereits zum dritten Mal geschafft hast und eine Abstimmung gewinnst», sagt Zanetti anerkennend. «Respekt. Das haben nicht viele vor dir geschafft.»

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**

PERSONENKONTROLLE

Pfister, Metzler, Riniker, Wermuth, Blatter, Platini, Stadler, Biden



Kämpfernatur: Sepp Blatter.

Gerhard Pfister, Zuschauer, steht steuerpolitisch an der Seitenlinie. Lange galt seine CVP – neu «Die Mitte» – als führende Kämpferin gegen die Heiratsstrafe. Doch seit die FDP-Frauen diese Woche ihre Volksinitiative für die Individualbesteuerung gestartet haben, mit Ex-CVP-Bundesrätin **Ruth Metzler**, gibt nun plötzlich der Freisinn den Takt vor. Dabei war es die CVP, die mit dem Anliegen an der Urne 2016 nur ganz knapp gescheitert war. Das Bundesgericht hob die Abstimmung später auf, weil der Bundesrat die Bevölkerung falsch informiert hatte. Die CVP hätte die Abstimmung über ihre Initiative wiederholen lassen können, verzichtete aber darauf. Die FDP-Frauen freut's. (*fon*)

Maja Riniker, Salatesserin, fiel in der Bundeshausbeiz «Galerie des Alpes» unangenehm auf. Die FDP-Nationalrätin aus dem Aargau verwechselte das Restaurant mit einem Picknickplatz. Sie brachte von auswärts einen Salat mit, setzte sich an einen der Tische, bestellte beim Personal keck Messer und Gabel – und liess dann auch noch den Abfall auf dem Tisch zurück. (*hmo*)

Cédric Wermuth, Logistiker, fehlte letzten Mittwoch im Nationalrat. Der SP-Co-Präsident musste nach eigenen Angaben zu Hause ein krankes Kind hüten. Moderne Familien, wie die seine, seien eben durchorganisiert. Ein krankes Kind werfe alles über den Haufen. Was die Frage aufwirft: Wie will der SP-Vordenker seine Partei führen, wenn er nicht einmal einen Hütedienst für sein Kind organisieren kann? (*hmo*)

Sepp Blatter, Kämpfer, lag über eine Woche im künstlichen Koma und fast fünf Wochen auf der Intensivstation. Nun konnte er seinen 85. Geburtstag doch im Kreis seiner Familie feiern, die er am Mittwoch in einer Reha-Klinik in



Picknick: FDP-Nationalrätin Riniker.

Crans-Montana zum Lunch empfing. Nächste Woche wäre er eigentlich für die Schlusseinvernahme im Fall der Zwei-Millionen-Zahlung der Fifa an den früheren Uefa-Präsidenten **Michel Platini** aufgeboden. Die Gesundheit lässt eine Teilnahme aber nicht zu. Blatter will für sein Recht kämpfen. Doch letztlich ist es wie im Boxen: Der «Ringarzt» hat bezüglich der Fortsetzung des Gefechts das letzte Wort. (*tre*)

Beda Stadler, Überlebenskünstler, ist dem Tod vom Karren gesprungen. Der scharfzüngige Immunologe und *Weltwoche*-Autor kritisierte als einer der Ersten die Corona-Politik und übertriebene Ängste vor dem Virus. Bis es im letzten Oktober plötzlich still um ihn wurde. Auf Wunsch seiner Familie hüllte sich auch die *Weltwoche* in Schweigen. Doch jetzt hat der Siebzigjährige den Grund seines Abtauchens selber publik gemacht: Nach einer Aneurysma-Operation lag er wochenlang im künstlichen Koma; danach überlebte er mehrere Schlaganfälle und sogar eine Corona-Erkrankung, die er sich im Spital einhandelte, Lungenentzündung inklusive. Während der Rekonvaleszenz sprach der Walliser vorübergehend nur noch Englisch, doch mittlerweile ist Stadler wieder auf dem Damm. *Welcome back, Beda!* (*axb*)

Joe Biden, Geostratege, füllt seinen Beraterstab. Erin Pelton wird einflussreiche «Spezialassistentin des Präsidenten». Auf der langen Liste ihrer früheren Arbeitgeber, die das Weisse Haus publiziert, fehlt freilich die Information, dass sie in Washington vor drei Jahren für Katar lobbyiert hat. Damit erhält nicht nur das Emirat am Persischen Golf eine verlässliche Vertrauensperson in Bidens Zentrale, sondern auch der Iran, der sehr eng mit der Islamischen Republik und deren Ajatollahs verbunden ist. (*ph*)

Meghan Markles wohldosierte Trigger

Man muss die britischen Royals nicht mögen. Es gibt vieles, was man ihnen ankreiden kann. Die Monarchie mag ein Anachronismus sein, geprägt von Snobismus und Klassendünkel. Doch der Rassismus, den die eingeherrschte Duchess of Sussex, die Kalifornierin Meghan Markle, ihrer britischen Familie andeutungsweise unterjubelt, er gehört nicht zu diesen Lastern.

Historisch betrachtet, haben die britischen Monarchen die Schwarzen und übrigens auch die Indianer besser behandelt als die amerikanische Demokratie. Im britischen Mutterland wurde die Sklaverei schon Anfang des 18. Jahrhunderts verboten. 1807 untersagten die Briten den Handel und 1834 die Haltung von Sklaven auch in Übersee. In den Vereinigten Staaten brauchte es dazu einen Bürgerkrieg (1861–1865).

Die Schwarzen blieben in den USA Bürger zweiter Klasse. Wirklich emanzipiert haben sie sich erst hundert Jahre später. Auch im britischen Empire gab es zweifellos Diskriminierung. Doch diese orientierte sich

Viele Menschen in den ehemaligen Kolonien fühlen sich den Royals bis heute verbunden.

an der Klasse, weniger an der Rasse. Die Briten verstanden es stets, die Eliten in ihren Kolonien einzubinden. Die Hautfarbe ihrer Vasallen war ihnen einigermaßen egal.

Kurioserweise fühlen sich viele Menschen in den ehemaligen Kolonien den Royals bis heute verbunden. «Farbige» Gäste waren im Buckingham Palace schon unter Königin Victoria, König George V. und erst recht unter Elizabeth II. keine Seltenheit. Nicht so im Weissen Haus, welches für Schwarze bis tief ins 20. Jahrhundert hinein eine verbotene Zone war. Das wirkt bis heute nach.

Meghan Markles wohldosierte Rassismus-Anspielung aktivierte beim US-Publikum den absehbaren Trigger. Man nahm ihr die Rolle des Opfers ohne weiteres ab. Die Aufregung, welche sich hernach über die halbe Welt ausbreitete, ist billiger Abklatsch. Auch das war absehbar. Weltweit haben sich viele Menschen den amerikanischen Rassen-Komplex längst derart verinnerlicht, dass sie glauben, er sei ein Stück von ihnen.

Alex Baur

MÖRGELI

Freie Bahn für VR-Mandate

Petra Gössi ist nicht zu bedauern. Sondern zu beneiden. Hätte ihr der Himmel das gnädige Geschick verwehrt, eine Frau zu sein, wäre es ihr in den vergangenen Jahren und Monaten übel ergangen. Einen Mann an der Spitze der FDP Schweiz hätten Politiker und Journalisten längst in der Luft zerrissen. Doch Petra Gössi war bislang Nutzniesserin der Gnade ihrer weiblichen Geburt.

Jetzt zählen die Medien plötzlich die verlorenen freisinnigen Kantons-, Nationalrats- und Regierungsratsmandate. Auf einmal hat die Schwyzerin etwas mit dem Zickzack-Kurs der FDP in der Klima- und Europapolitik zu tun. Neuster Ausfluss der wackelweichen Pudding-Politik: Petra Gössi und ihre Parteifreunde haben in der Wirtschaftskommission für ein gesetzliches Ende des Beizen-Shutdowns am 22. März gestimmt. Doch am Montag vertrat Fraktionschef Beat Walz im Nationalrat das Gegenteil.

Petra Gössi war bei dieser Spitzkehre schon gar nicht dabei. Überhaupt blieb die FDP-Präsidentin in den vieltägigen Sitzungen der Wirtschaftskommission jeweils stumm wie eine Felche im Vierwaldstättersee. In der Woche der Beratung des Covid-Gesetzes weilt sie zu einer Weiterbildung an der Universität St. Gallen (HSG). Wie sie per Twitter mitteilte, werde sie dort einen «Executive MBA» von sechzehn Wochenblöcken absolvieren. Dem *Sonntagsblick* teilte sie mit, ihr sei «Weiterbildung wichtig». Das letzte freisinnige Nachdiplomstudium war jenes von Doris Fiala – und das endete im Desaster von Plagiatsnachweisen.

Geht es Petra Gössi also um Weiterbildung? Und um welche Weiterbildung? Hierzu gibt die HSG St. Gallen gleich selbst Auskunft: «80 Prozent der Top-100 Schweizer Unternehmen haben mindestens einen HSG-Alumnus im Verwaltungsrat.» Börsenkotierte Aktiengesellschaften mit mehr als 250 Beschäftigten müssen künftig mindestens 30 Prozent Frauen im Verwaltungsrat ausweisen. Die Nachfrage ist so riesig, dass manche Konzerne selbst eine gescheiterte Parteipräsidentin fürstlich bezahlen. Vorausgesetzt, sie hat zwei Qualifikationen: HSG und FDP.

Christoph Mörgeli

Schutzpatrone der Freiheit

Das Christentum ist für Liberale eine Quelle der Inspiration. Beste Beispiele sind Eva, Nepomuk und Laurentius.

Robert Nef

An erster Stelle figuriert die Menschheitsmutter Eva. Eva heisst wörtlich übersetzt «das Leben». Eva hat den Unterschied zwischen «Gut und Böse» erkennen wollen und darum, auf Anstiftung der Schlange, den verbotenen Apfel vom Baum der Erkenntnis gepflückt, angebissen und an Adam weitergereicht. Das wird als Sündenfall bezeichnet, ist aber auch der Ursprung der menschlichen Freiheit und Verantwortung.

Wer nicht zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, ist nicht frei. Das Herausnehmen dieser Freiheit hat Adam und Eva zwar den Aufenthalt im Paradies gekostet, aber im Paradies war eh nichts los, und es wäre dort auf die Dauer langweilig geworden. Wo nichts knapp ist, gibt es auch keine Anreize, Knappheit gemeinsam tätig schöpferisch zu überwinden. Also: Lob und Dank sei Eva, der ersten Frau und der ersten kreativ Dissidenten und damit der ersten Freiheitskämpferin.

Finger auf dem Mund

Der zweite Schutzpatron der Freiheit ist der heilige Nepomuk von Prag. Er ist historisch nachgewiesen, und er hat sich als Beichtvater der tschechischen Königin nicht durch Reden, sondern durch Diskretion und Verschwiegenheit unsterblich gemacht. Bis heute weiss man

nicht, was ihm die Königin aus ihrem Liebesleben gebeichtet hat. Der König wollte es wissen und Nepomuk weigerte sich, das Beichtgeheimnis zu verletzen.

Der Persönlichkeitsschutz zur Wahrung der Privatsphäre ist auch ein urliberales Anliegen. Nepomuk wurde, weil er sich weigerte, das Beichtgeheimnis gegenüber der Königin zu brechen, in einen Sack eingenäht und von der Karlsbrücke in Prag in die Moldau geworfen und ertränkt. Er ist zum Heiligen aller Brücken erklärt worden und sein Bildnis mit dem Kreuz und dem Finger auf dem Mund zierte noch heute viele alte Brücken. Das im rechten Moment Schweigen-Können ist auch für jene, die Redefreiheit schätzen und nutzen eine Tugend, und es ist wichtig zu wissen, dass nie alles allen gesagt sein muss.

Heiliger des Widerstands

Der dritte Schutzpatron stammt aus der Zeit des Frühchristentums, und er ist der Namensgeber zahlreicher Kirchen, auch in der Schweiz: der heilige Laurentius. Als Kennzeichen seines Martyriums wird er mit einem Grill abgebildet. Auch er ist wegen einer Weigerung heilig gesprochen geworden. Er hat sich geweigert, dem Kaiser, das heisst dem Staat, private Gelder auszuliefern, die der Armenkasse der Christengemeinde rechtens gehörten. Er liess nicht zu, dass privat gespendete Almosen in staatliche Zwangsabgaben verwandelt wurden. Er ist der Heilige des Widerstands, sich durch Staatsgewalt willkürlich enteignen zu lassen. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber lasst den Kaiser nicht in fremde Kassen greifen.

Laurentius wurde auf einem Holzkohlengrill zu Tode gefoltert. Möglicherweise wurde er gerade wegen seiner Weigerung, Spendengelder in Staatsbeiträge zu verwandeln zum Schutzpatron vieler Kirchen, in denen sich Menschen zusammenfinden, die zwar bereit sind, einander im Bedarfsfall freiwillig gegenseitig zu unterstützen, die aber nicht durch Zwangsabgaben enteignet werden wollen.

Robert Nef ist Gründer des Liberalen Instituts.



„Du müsstest mal wieder zum Rasenmähen!“

Euro top – Franken floppt

Die Idee eines Staatsfonds bekommt Luft unter die Flügel. Neu ist Hildebrand im Boot. NZZ ratlos.



Entgegen fast allen Prognosen wurde der Euro in den letzten Wochen immer stärker. Genau wie der Dollar. Und der Franken folglich immer schwächer. Dies alles, ohne dass die Nationalbank auch nur einen Finger rühren musste.

Warum? Die Uhren in den USA und in Europa werden wirtschaftspolitisch neu gestellt. Das Zeitalter der neoliberalen Sparonkel und Geizkragen neigt sich – zumindest vorübergehend – dem Ende zu.

Joe Biden befeuert die amerikanische Konjunktur mit einem zusätzlichen 1,9-Billionen-Konjunkturprogramm. Flächendeckendes Helikoptergeld inklusive. Das entspricht, umgerechnet auf die Schweiz, einer Konjunkturspritze von 45 Milliarden Franken.

Europa muss handeln. Sonst würde es die gleichen Fehler machen wie in der Finanzkrise 2008. Ursula von der Leyen und Christine Lagarde haben die Maastrichter Kriterien faktisch beerdigt. Sie werden nachlegen, nachlegen müssen. Weil neu in Italien Mario Draghi – mit Unterstützung ausgerechnet von Matteo Salvini – den Strukturwandel dank mehr Schulden voranbringen will. Selbst der dauerpessimistische Ökonom Heiner Flassbeck traut Mario Draghi einiges zu. Die Währungsspekulanten erst recht.

Die Logik der schwäbischen Hausfrau ist inzwischen Totholz. Kommt es deshalb zu einer Inflation? Ein bisschen, ja, aber mehr nicht. Geraten die sich verschuldenden Staaten unter Druck? Es kommt nur auf die realen Zinsen an, und diese werden nicht steigen, sondern eher sinken. Die beste Schuldenbremse ist – be-

zogen auf das BIP, und nur darauf kommt es an – mehr Wachstum. Kaspar Villiger wird diese Welt nicht mehr verstehen. Genauso wenig wie die NZZ.

Thomas Jordan hat 2015 den festen Wechselkurs aufgehoben und so der realen Schweizer Wirtschaft unnötigerweise grossen Schaden zugefügt. Seine Begründung damals: Nur so könne verhindert werden, dass die Nationalbank zu viel digitales Geld drucken müsse. Eingetreten ist genau das Gegenteil: Die Nationalbank ist heute nicht 500 Milliarden, sondern 1000 Milliarden schwer. Ein Kollateralnutzen, den noch nicht ganz alle begriffen haben. Zum

Eine Nationalbank kann nicht pleitegehen. Unabhängig davon, wie viele Devisenreserven sie hat.

Vergleich: Die 300 in der Schweiz wohnenden Superreichsten haben zusammen nur ein Vermögen von gut 300 Milliarden.

Wird die Nationalbank ihre Währungsreserven zerstören? Das ist leider nicht auszuschliessen. Deshalb muss man Thomas Jordan so schnell wie möglich 900 der 1000 Milliarden wegnehmen. Und diese in einen Staatsfonds legen. Sonst macht der Überstrukturierte noch die nächste Dummheit.

Ist das ein Problem? Nein. Eine Nationalbank kann nicht pleitegehen. Unabhängig davon, wie viele Devisenreserven sie hat.

Wir hocken auf einem Bunker mit 1000 Milliarden. Lange Zeit forderten nur wenige die Schaffung eines Staatsfonds. Neu wird die

Gemeinde der Befürworter eines Staatsfonds wöchentlich grösser.

Jetzt ist auch Philipp Hildebrand mit im Boot. Er wurde nicht OECD-Generalsekretär, obwohl er die besten Qualifikationen hatte. Weil die Schweiz nicht Mitglied der EU ist. Die machtpolitisch eiskalte Angela Merkel hat die Wahl unseres Schweizers verhindert. Ein weiteres kaltgestelltes Männeropfer auf ihrer langen Liste.

Philipp Hildebrand hat seine Niederlage verarbeitet. Der Black-Rock-Mann will nicht nur einen Staatsfonds, sondern er möchte diesen auch nutzen, um international Druck ausüben zu können. Länder, die nicht für die und mit der Schweiz marschieren, könne man auf diese Weise mehr oder minder sanft unter Druck setzen. So, wie das heute Singapur macht. Und so, wie das Black Rock permanent macht.

Eigentlich müssten alle, die gegen einen Rahmenvertrag mit der EU sind, von dieser Idee hell begeistert sein. Geht nicht, weil die Herrliberger allergisch auf den Namen und die Person Hildebrand reagieren.

Der vorsichtige Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann warnt vor solchen Grossmachtfantasien. Vermutlich hat er recht: Man muss und wird einen Staatsfonds sinnvollerweise zurückhaltend wie Kampfkühe melken. Aber nicht gegen die EU, die USA oder China in den Kampf schicken. Solange wir nicht Mitglied der EU sind. Und das kann und wird leider noch etwas dauern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Königreich der Selbstgerechten

Das Nach-uns-die-Sintflut-Interview des Jahres von Meghan Markle und Prinz Harry war wie das Kleid, das die Herzogin von Sussex trug: ein wenig weiss, der Rest schwarz.

Michael Bahnerth

Jetzt, nach dem Interview, reden und schreiben alle von Rassismus, unterlassener Hilfeleistung und welch ein Rabenvater Charles und welch ein Konzentrationslager das englische Königshaus sei. Fast niemand spricht über den schlechten Stil jener von Sussex, ein paar Familienprobleme vor den Augen der halben Welt mit der Boulevardkönigin der Welt in einer teils tragischen, teils dramatischen und oft lächerlichen Inszenierung auszubreiten.

Und noch weniger sprechen über eine Schlüsselsequenz dieser knapp zwei Stunden voller Rechtfertigungen, Selbstmitleid und Pauschalangriffen; die Szene im Hühnerstall jener von Sussex, der «Archie's Chick Inn» heisst. Harry und Meghan retteten ein paar Hühner vor dem Schlachthof, bauten für ihren Sohn Archie und das Federvieh im weitläufigen Garten ihres kalifornischen Palastes in Santa Barbara eine Unterkunft, die aussieht wie der Buckingham Palace unter den Hühnerställen.

Zusammen mit Oprah Winfrey spazierte Meghan zum vollständig umzäunten Palast der Hühner. Sie begrüsst jenen Hund, einen Beagle, der Guy heisst, den Meghan in ihr kurzes und offenbar lebensbedrohliches Intermezzo in den Palastwelten der britischen Königsfamilie mitnahm. Und der ihr, nebst ihrem Gatten, die einzige Quelle der Wärme in der windsorschen Kältezone war. Danach öffnete sie die Palasttür, freudiges Gackern, Harry sass schon da, sagte aber nicht viel, sondern fütterte von Hand zwei Hühner.

Tödliche Keulen unserer Zeit

Meghan fütterte inzwischen Oprah. Dass sie zurückfinde zum «authentischen Leben», auf dem Weg «back to the basics» sei, und dass sich das anfühle wie Freiheit, und dass sie und Harry drei Tage vor der offiziellen Hochzeit ganz ohne die Augen der Welt und der Zeremoniendadisten des Palastes geheiratet hätten.

Das Schloss der Hühner trieft natürlich nur so von Symbolik und kann psychologisch durchaus als eine Art reale Antizipation, als eine Gestalt gewordene Erwartung betrachtet

werden. Das Anwesen der Hühner ist Metapher für das gegenwärtige Sein jener von Sussex; sie sitzen da in Splendid Isolation, abgeschieden im von der kalifornischen Sonne beschienenen Dreizehn-Millionen-Franken-Palast, gackern rum, legen goldene Eier für sich und faule für die königliche Familie.

Es sind genau genommen drei faule Eier, die Meghan und Harry in den Kühlschrank des Buckingham Palace gelegt haben. Das eine, das faulste, wenn man so will, ist, dass innerhalb des Palastes und wohl inmitten der Familie

Danach öffnete sie die Palasttür, freudiges Gackern, Harry sass schon da, fütterte von Hand zwei Hühner.

darüber spekuliert worden sei, wie «braun» Archie wohl sein werde, wenn er aus dem Dunkel von Meghans Plazenta in das Licht der Welt gepresst wird. Die beiden wissen wohl, wer sich laut jenen Gedanken gemacht hat, den alle Paare unterschiedlicher Hautfarbe irgendwann zur Sprache bringen, aber sie sagen den oder die

Namen nicht. Warum? Sparen sie sich den für ihre Auftritte bei ihrem neuen Arbeitgeber auf, Netflix, der für 150 Millionen Dollar ja auch ein wenig Fleisch am Knochen will?

Im Interview sagen beide, sie wollten diese Person, diesen royalen Rassisten sozusagen, schützen. Das ist ziemlich billig und Kindergarten: Ich weiss, wer es war, sage es aber nicht, ätsch, bättsch. Das heisst denn auch, es könnten alle gewesen sein, und «alle» ist das gesamte Königshaus. Das entbehrt nicht einer gewissen Rachsucht, ganz viel schlechten Stils und Niedertracht, weil sogar Harry und Meghan in der Traumwelt ihres Hühnerstalls nicht so naiv sein können, um nicht zu erkennen, wie sehr sie den Schwung einer der mächtigsten und tödlichsten Keulen unserer Zeit in Gang setzen.

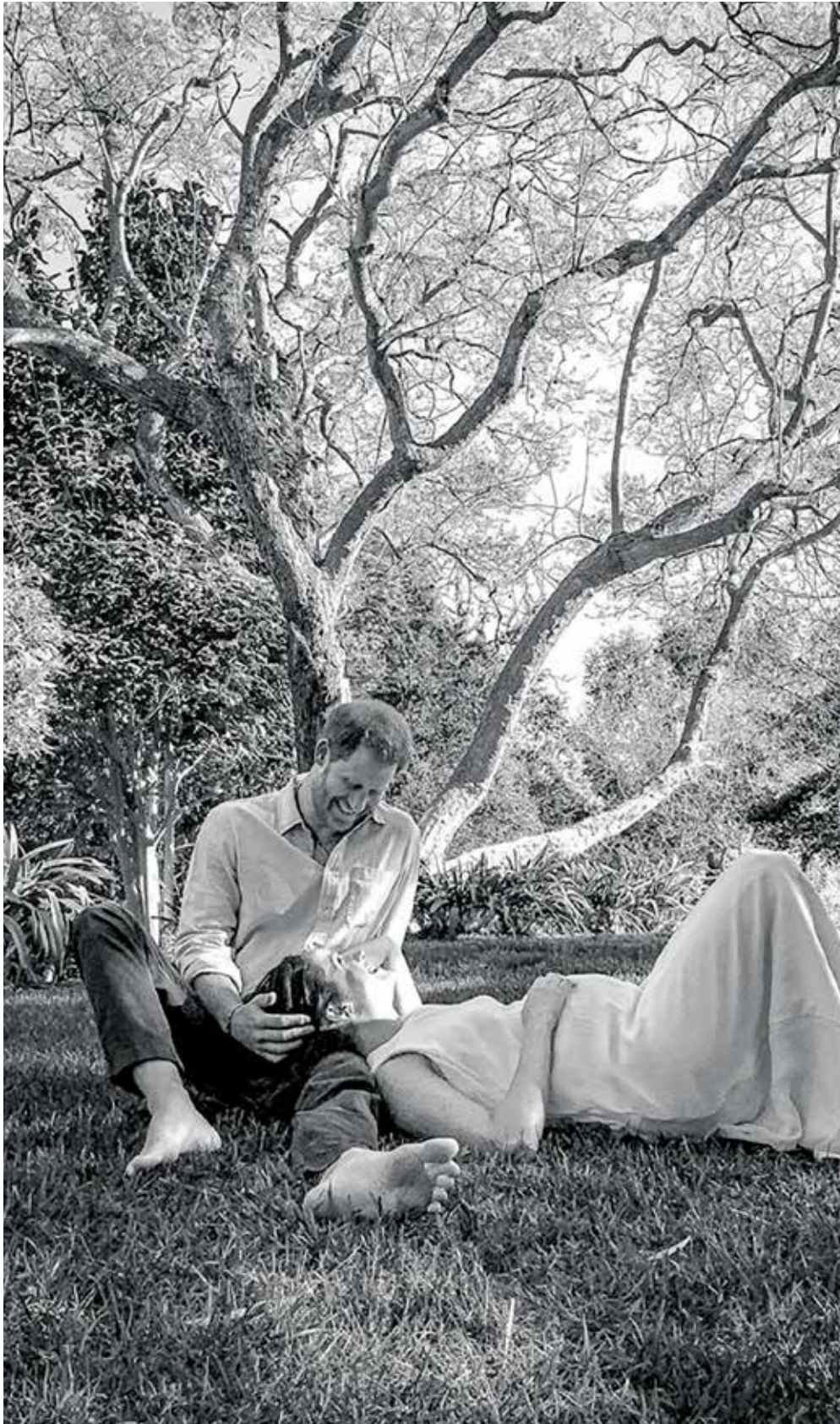
Schauspieler werden die Originale

Dass Meghan sich das Leben nehmen wollte, zumindest ein wenig und an einem Abend oder zwei, weil sie sich eingesperrt fühlte, ungerecht behandelt, von der Presse missbraucht, von den professionellen Royals missverstanden, scheint ziemlich melodramatisch. Sie ist Schauspielerin, man darf das nicht vergessen. Und dass nicht gerade sämtliche Psychologen des Landes in den Palast gerufen werden, wenn sie ein bisschen ob der Schwierigkeit weint, eine Prinzessin zu sein, weil sie sich das Prinzessinnenleben viel schöner vorgestellt hat und auch nicht so voller Arbeit und Anstrengung, erstaunt nicht wirklich.

Auch das Leben einer Prinzessin, das wissen alle ausser kleinen Mädchen, hat Schattenseiten und ist nicht losgelöst von den grundsätzlichen Fundamenten des Menschseins; dass jeder, der hier auf Erden krecht und fleucht, in einem Käfig sitzt. Alles, was der Einzelne tun kann, ist, die Grösse der Maschen ein wenig zu beeinflussen. Der Rest, ob der Käfig aus Gold oder Eisen ist, ist Glückssache.

Da ist eine Schauspielerin, die einen Prinzen kennenlernt und vorgibt, nicht zu wissen, worauf sie sich einlässt, weil sie ganz, ganz lange nicht gewusst habe, wer der Mann eigentlich





Saudade eines Aschenputtels: Meghan und Harry.

sei, der sie heiraten möchte. «Ich war immer nur Meghan, die in Bars gearbeitet hat, Freunde hatte, Rollen im Fernsehen und frei war», sagt sie. Und dann heiratet sie den zweitbekanntesten Prinzen der Welt, kommt in das Gefüge einer Monarchie, deren Lohn all die Privilegien sind, die Schlösser, die finanzielle

Sorglosigkeit, die Bewunderung jener, deren Blut nur rot ist. Und deren Preis jener der Freiheit ist. Das ist nichts Neues, es war offenbar nur neu für Meghan. Wer eine Krone trägt, darf sich nicht über ihr Gewicht beklagen.

Je öfter man sich Sequenzen dieser Saudade eines Aschenputtels anschaut, desto mehr

kommt man zum Schluss, dass der Auftritt von Meghan mindestens einen Stern im Walk of Fame wert ist. Es ist ein bisschen wie bei «The Crown», der Netflix-Serie über die englische Königsfamilie; die Schauspieler werden die Originale. Im Interview wurde Meghan zu Lady Di. Wie im Interview der Princess of Wales 1995 spricht auch Meghan mit dieser leisen Stimme, die stets an der Schwelle zum Brüchigen und Weinerlichen scheint, gibt allen

Wie Lady Di spricht sie mit dieser leisen Stimme, die stets an der Schwelle zum Brüchigen scheint.

und allem, ohne Namen zu nennen, die Schuld und stilisiert sich als Opfer einer Monarchie, die mehr Macht über ihre Mitglieder besitzt als Menschlichkeit.

Ödipale Abrechnung mit Prinz Charles

Hat Prinz Harry mit Meghan einen Menschen geheiratet, in dem er seine verstorbene Mutter wiederentdeckte? Das würde zumindest erklären, weshalb er fast die ganze Zeit über fest Meghans Hand hält, so als ob er sie – oder sie ihn – festhalten möchte für alle Zeit. Weshalb er, der ganz okay schien in der luxuriösen Windsor-Gefangenschaft, plötzlich Sätze sagt wie: Meghan habe ihn gerettet, sie habe ihm das wirkliche Leben gezeigt, und das Schönste an dieser Befreiung sei, dass er mit dem Velo und Archie auf dem Kindersitz unbehelligt Runden drehen könne.

Von daher ist seine ödipale Abrechnung mit seinem Vater, Prinz Charles, inklusive nicht Selbstblindung, sondern Selbstverblindung, nur wie das ganze Interview selbst; ein selbstmitleidiges, selbstgerechtes Jammern. Als jene von Sussex vor gut einem Jahr kein Leben mehr finden konnten in den Mauern der Monarchie und flüchteten, nach Kanada zuerst, dann nach Kalifornien, als sie keinen Personenschutz mehr bekamen und Archie keinen Prinzentitel, weil ihm einfach institutionell keiner zusteht, telefonierte er noch mit seinem Vater.

Vielleicht wollte er Rat, vielleicht stellte er ihn vor vollendete Tatsachen, wer weiss. Der Vater, genervt vom ganzen Schlamassel, das sein Sohn anrichtete, sagte offenbar, er solle ihm in Zukunft per Mail schreiben, was denn sein Plan sei. Und nun sitzt Harry unter der Sonne Kaliforniens, wo das Licht heller ist, die Freiheit grösser und das Leben grossartiger, und nimmt dem Vater in der Manier eines 16-Jährigen übel.

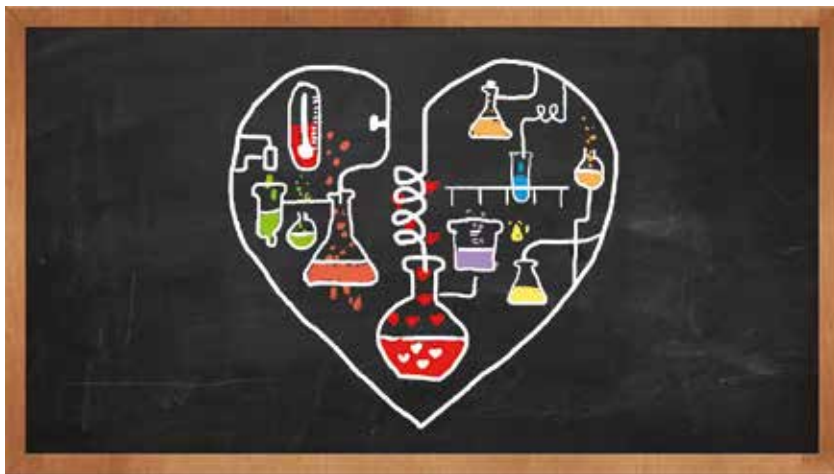
Jetzt, ein paar Tage nach dem Interview, scheint klar, dass es sowieso nicht das Ende der Monarchie ist und auch nicht der Schluss der Irritationen im Hause Windsor. Aber hoffentlich das Ende des Gackerns und Eierlegens jener von Sussex.

Liebe ist stärker als Biologie

Das Blut ist nicht das Mass aller Dinge.

Erst die Freiheit, gegen seine Natur zu handeln, macht den Menschen aus.

Roger Köppel



Ausbruch aus dem Käfig der Natur.

Das Schlimmste ist der Biologismus, die grösste politische Geisteskrankheit der Menschheit. Heute ist er wieder in Mode.

Die Nazis machten den Biologismus zur Staatsreligion. Der Mensch ist die Kampfmaschine seiner Gene. Die Starken fressen die Schwachen – das war Hitlers Gebot der Natur.

Keine andere Ideologie hat grösseres Unheil angerichtet. Stalins Kommunisten mordeten gewaltig, aber Hitlers biologistische Rassenreligion erhob den Mord zur Staatsdoktrin.

Der Biologismus ist Blut, Boden, Herkunft. Der Biologismus stösst den Menschen zurück in die Wildnis seiner Triebe, ins Herkunftsgefängnis seiner DNA.

Biologismus ist Stammesdenken, Abstammungsdenken. Man ist und bleibt für immer, was man ist, woher man kommt.

Die Geschichte der Menschheit ist der Versuch, den Menschen aus den Fesseln seiner Biologie zu lösen. Zivilisation bedeutet Ausbruch aus dem Käfig der Natur.

Sehnsucht nach dem wohligen Gefängnis

Die Philosophen der Aufklärung forderten: Hört auf, die Menschen nach ihrer Herkunft, ihrer Hautfarbe, ihrem Geschlecht oder den Zufälligkeiten ihres Erbguts zu bewerten.

Sie ersetzten den Kerker der Biologie durch die Freiheit der Leistung: Nichts zählt, ausser der Leistung, die man in den Augen anderer erbringt.

Es war die grösste Revolution in der Geschichte unserer Spezies. Das Leistungsprinzip brachte den Einsturz jahrtausendealter Hierarchien. Und den Durchbruch der Freiheit.

Aber Freiheit ist anstrengend. Wer seines Glückes Schmied ist, ist auch am Scheitern selber schuld. Das ertragen nicht alle. Manche sehnen sich zurück ins wohlige Gefängnis.

Der Biologismus kehrt zurück. Wie früher sehen sich seine Verkünder an der Spitze von Fortschritt, Freiheit und Moral. Jede Barbarei beginnt mit einer Überheblichkeit.

Der neue Biologismus ist kein Biologismus des Kampfes. Es ist ein Biologismus des Mitgefühls. Das macht ihn so verführerisch. Die neuen Biologen sehen keine Menschen mehr. Sie sehen nur «Minderheiten», «Ethnien», «Rassen» oder «Geschlechter». Es ist ein Sozialismus der Biologie.

Neuerdings sollen wieder die Gene unser Schicksal sein. Bin ich eine Frau? Ein Mann? Transgender? Weder noch? Die Geschlechtsorgane sind die alles bestimmende Grösse.

In den USA sind sie im Rassen- und Rassismuswahn. Gleichheit unter dem Gesetz, das

war einmal. Heute wird diskriminiert und bevorzugt – je nach Abstammung.

Wo die Biologie regiert, endet die Freiheit. Der neue Bio-Sozialismus zerstört das westliche Erfolgsmodell: die Vorstellung, dass jeder aus eigener Kraft das Beste aus sich machen kann.

Der Biologismus des Mitgefühls produziert die Opfer, die er retten will. Er träufelt den Leuten süsses Gift ein: «Glaub nicht daran, dass Du es schaffen kannst. Nur der Staat kann Dir helfen.»

Der Antirassismus der Biopolitiker ist ein Rassismus gegen die Weissen und gegen die Männer. Deshalb muss man die Männer und die Weissen verleumdern.

Es ist so traurig. Die Erfolgsgeschichte des Westens hat den Biologismus widerlegt. Der Mensch ist mehr als ein Zellhaufen, er ist kein Sklave seiner Gene.

Trotzdem jubeln sie dem neuen Biowahnsinn zu, den ethnisch begründeten Förderprogrammen, den Frauen- und Genderquoten, der Biologisierung allen Lebens.

Es stimmt: Der Mensch ist auch Natur. Er hat nicht die Fähigkeit, seine Natur zu überwinden. Aber er ist in der Lage, über seine Natur hinauszudenken, hinauszuempfinden.

Biologismus des Mitgefühls

Der schönste Beweis, dass der Mensch viel mehr ist als Blut und Biologie, ist die Liebe. Die Liebe ist stärker als das Blut, mächtiger als die Biologie.

Wäre die Biologie alles, würden wir nur Blutsverwandte lieben können. Die grösste Liebe eines Mannes aber ist die Liebe zu seiner Frau, mit der er nicht verwandt ist.

Viele lieben ihre Freunde mehr als ihre Verwandten. Eltern lieben ihre adoptierten Kinder genauso wie ihre leiblichen. Menschen können Tiere lieben.

Die Biologie, das Blut ist nicht das Mass aller Dinge. Erst die Freiheit, gegen seine Natur zu handeln, macht den Menschen aus.

Wer die Biologie, die Herkunft, das Geschlecht über alles stellt, sperrt die Menschen wieder ein. Der neue Biologismus des Mitgefühls bringt den Rückfall in den Kerker der Natur.

Opfer oder Heldin

Die Schweizer Medien pflegen ein eigenartiges Frauenbild.



Auch dieses Jahr wurde dem internationalen Tag der Frau viel Aufmerksamkeit zuteil. Es gab Appelle für Solidarität, es gab Versprechen, dass die Zukunft weiblich und die Welt folglich eine bessere sein werde, die Linken deponierten einen Forderungskatalog, in Zürich wurde demonstriert, ein Polizist wurde von einer Teilnehmerin gebissen – ein ganz normaler 8. März also. Dieses Jahr konnte man ob all der Festivitäten allerdings leicht den Überblick verlieren, um welche Frauenfeier es sich handelte, ob die Frauen wegen des Weltfrauentags geehrt wurden, wegen des Jubeljahres zum Frauenstimmrecht oder ob es sich um Nachfeierlichkeiten des Frauenstreiks von 2019 handelte.

Auch der Grossteil der Medien zeigte, wie viel ihnen die Frauen wert sind. Das *Migros-Magazin* etwa liess seine 8.-März-Ausgabe von seiner jüngsten Redaktorin verantworten, bei der Frauenzeitschrift *Annabelle* konnte man erfahren, was Frauen wirklich wollen (ziemlich viel Widersprüchliches, wie die Befragung von 6000 von ihnen zeigte), und auch in den Tagesmedien sparte man nicht an frauenspezifischen Ein-, Rück- und Ausblicken. So wurde, um einige Beispiele herauszupicken, in den letzten Tagen einmal mehr vor den speziellen Gefahren des Home-Office für Frauen gewarnt oder moniert, dass Frauen sich weniger um Finanzen kümmern als Männer – eine Folge tradierter Geschlechterrollen? Auch der Schweizer Armee wurde der Spiegel vorgehalten: Sie bemühe sich zu wenig um die Frauen und sei überhaupt zu unweiblich – ein wirklich unerhörter Befund, vor allem für eine Männerarmee. Weiter wurde über mutige Frauen berichtet, die sich in der

Schweiz haben einbürgern lassen, über mutige Frauen, die sich gegen Rassismus wehren, über mutige Frauen, die im Nationalrat politisieren. Die Liste liesse sich beliebig verlängern.

Nun sind Frauen, ihr Verhältnis zu Männern und ihre Rolle in der Gesellschaft zweifellos interessante Themen, die viel Gesprächsstoff

Wenn man Tag für Tag die gleiche Leier eingebläut bekommt, wird aus Interesse irgendwann Überdross.

bieten. Doch wenn man Tag für Tag die Botschaft eingebläut bekommt, dass Frauen entweder Opfer oder Heldinnen seien, wird aus Interesse irgendwann Überdross; immer dieselbe Leier zu hören, ist ermüdend.

Und diese Leier wird mit grösster Ausdauer gespielt: von den Medien, den Behörden, den Feministinnen und anverwandten Kreisen. Frappant ist dabei, in welchem Gleichschritt man sich bewegt und wie einmütig die Ansicht unter die Leute gebracht wird, die Gleichstellung in der Schweiz stecke noch immer in den Anfängen und der Staat müsse endlich mehr tun. Wer sich selber ein Bild machen will, dem sei die Lektüre des kürzlich publizierten Bundesratsberichts zum Uno-Übereinkommen «zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau» empfohlen. Darin finden sich in 190 Einzelpunkten all die Anstrengungen, die die Schweiz in Sachen Frau heute unternimmt, von der Förderung in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik über die Gender-sensible Ausrichtung der Schule bis zum Kampf gegen stereotype Rollenbilder.

Das Ganze soll nun mit einer nationalen Gleichstellungsstrategie potenziert werden.

Kürzlich habe ich mich mit einer Kollegin darüber unterhalten, warum die Medien derart leidenschaftlich das Frauenthema bewirtschaften und sich so stramm auf der offiziellen Linie positionieren, dass man sogar in Nordkorea neidisch werden könnte. Ihre These lautete, dass die Redaktionen heute vornehmlich von Journalisten bevölkert seien, die man an den Universitäten mit Gender-Mainstreaming-Theorien überflutet und denen man das eigenständige kritische Denken ausgetrieben habe. Kein Wunder, komme es dann zu dieser völlig einseitigen Sichtweise punkto Frau und Gleichstellung. Ich befürchte, sie hat recht.

Auffallend ist, dass auch zahlreiche Journalistinnen sich selber als Opfer betrachten. Frauenthemen würden ausgebremst, die wichtigen Polit-Dossiers seien nach wie vor fest in Männerhand, lautet eine oft gehörte Klage. Das mag auf gewissen Redaktionen tatsächlich vorkommen, und dagegen sollte man sich wehren. Die von vielen Medienfrauen kategorisch erhobene Forderung, dass die Schweiz deshalb endlich mehr Journalistinnen brauche, würde ich dennoch nicht unterschreiben – das Geschlecht allein ist noch kein Qualitätsmerkmal. Zudem scheint mir die Frage nicht ganz abwegig, ob man sich als Frau wirklich für die harten Polit-Dossiers empfiehlt, wenn man sich auf Gender-Sternchen kapriziert, sich mit Vorliebe über Diversität auslässt oder die fünftausendste Geschichte über das harte Schicksal berufstätiger Mütter schreibt. Eher nicht.

Der Weise aus dem Morgenland

Aus stiller Kammer regelt Grossajatollah Sistani den Alltag von 200 Millionen Menschen. Besucher empfängt er selten. Für den Papst machte er eine Ausnahme.

Matthias Rüb

Die Frage mit den Katzenhaaren beim Gebet ist wie folgt geregelt: Wenn es «ein bis drei» Haare sind, die sich während des Gebets auf der Kleidung des Betenden befinden, dann wird das Gebet dadurch nicht beeinträchtigt. Wenn es aber mehr als drei Haare sind, ist das Gebet ungültig. Und muss, so darf man folgern, nach der Reduzierung der Zahl der Katzenhaare mittels Herunterklopfen auf höchstens drei wiederholt werden.

Und wie steht es mit dem Gebrauch von Dildos? Es kommt darauf an. Beim Sex mit dem Ehemann geht der in Ordnung. Die rituelle Waschung (*ghusl*) der Vulva vor dem anschließenden Vaginalsex ist zudem erst dann erforderlich, wenn der Einsatz des Dildos bei der Frau zum Orgasmus einschliesslich weiblicher Ejakulation geführt hat. Weibliche Masturbation, mit Dildo oder sonst wie, ist ohne Beisein des Ehemannes dagegen grundsätzlich nicht gestattet.

Einfluss und Charisma

Die Antworten auf die Fragen zur Zahl von Katzenhaaren beim Gebet (geht bis drei), zum Dildoeinsatz (geht mit Ehemann) und zum weiblichen Solosex (geht gar nicht) finden sich auf den Internetseiten des schiitischen Grossajatollahs Ali as-Sistani aus Nadschaf im Süd-irak (www.sistani.org). Die Antworten werden in sieben Sprachen gegeben, von Persisch über Arabisch, Aserbaidschanisch und Türkisch bis zu Englisch und Französisch. Denn von der heiligen Stadt Nadschaf aus, wo der von den Schiiten besonders verehrte Imam Ali in einer mächtigen Moschee mit goldener Kuppel und goldenen Minaretten begraben liegt, sendet der neunzig Jahre alte Grossajatollah as-Sistani seine Freitagspredigten, Schriftauslegungen und Alltagsregeln überall dorthin, wo heute Schiiten leben. Das sind um die 200 Millionen Menschen in aller Welt.

Sein Status allein war Grund genug, dass Papst Franziskus bei seiner Visite im Irak um Sistanis Audienz bat. Doch der Gelehrte versprüht auch die Aura eines eminenten Weisen.

Erbil

Sistanis Einfluss und Charisma waren es, die den Pontifex zum Treffen mit dem Geistlichen aus der heiligen Stadt Nadschaf bewogen.

Den grossen und wohl noch immer wachsenden Einfluss as-Sistanis, nicht nur auf die irakischen Schiiten, sondern auf die gesamte Schia von Indien über Afghanistan und den Kaukasus bis zum Libanon und in die Diaspora im Westen erahnt man nicht, wenn man das bescheidene Haus betrachtet, in welchem Sistani seit mehr als

Alle Versuche der Teheraner Mullahs, den Autoritäten in Nadschaf ihren Willen aufzuzwingen, sind gescheitert.

drei Jahrzehnten zur Miete wohnt. Es befindet sich, nur wenige Gehminuten von der Grabmoschee des Imam Ali entfernt, in einer engen Seitengasse im Herzen von Nadschaf. Sistani tritt nie öffentlich auf, gibt keine Interviews und empfängt nur selten Besucher. Seine Predigten lässt er verlesen, seine Fatwas werden über die Medien und über seine Internet-Site verbreitet.

Weltweit stellen die Schiiten rund 15 Prozent der Muslime. Im Irak sind es gut 60 Pro-

zent der rund 39 Millionen Einwohner, etwa 37 Prozent sind Sunniten, der Rest sind Christen und Jesiden sowie Angehörige weiterer religiöser Minderheiten. Im östlichen Nachbarland Iran, der selbsternannten Schutzmacht der weltweiten Schia, machen Schiiten knapp 90 Prozent der etwa 83 Millionen Einwohner aus. Doch das irakische Schiitentum ist kein Ableger des iranischen. Alle Versuche der seit ihrer Revolution von 1979 in Teheran herrschenden Mullahs, den politischen Führern in Bagdad und den geistlichen Autoritäten in Nadschaf ihren Willen aufzuzwingen, sind gescheitert.

Verkörperung der Eigenständigkeit

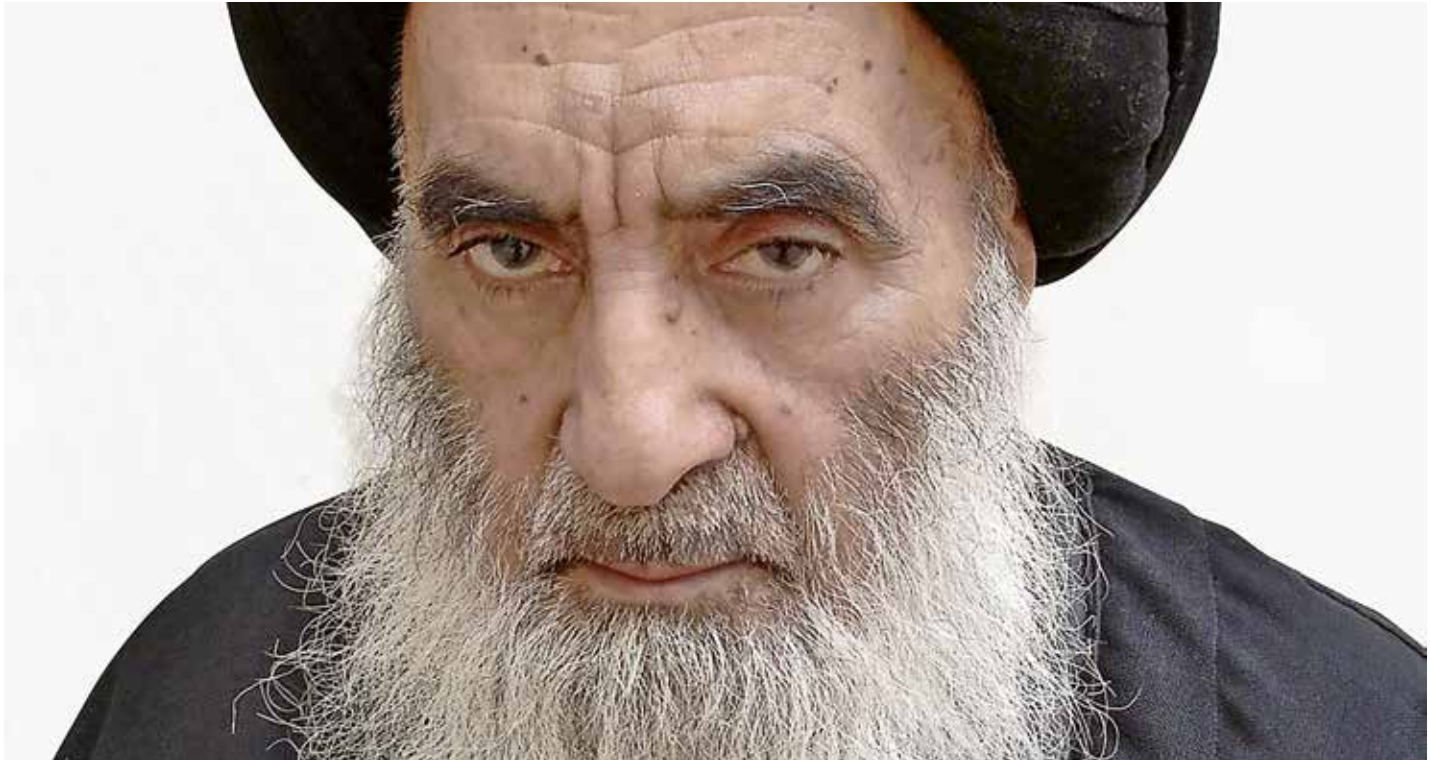
Teheran versucht es dennoch immer weiter. Derzeit vor allem durch die Unterstützung radikaler schiitischer Milizen im Irak. Durch die Tötung Qasem Soleimani, des Kommandeurs der Quds-Einheiten der iranischen Revolutionsgarde, im Januar 2020 bei einem von Präsident Donald Trump befohlenen Drohneneinsatz erlitten Teherans Übernahmebemühungen in Bagdad einen schweren Rückschlag.

Niemand verkörpert die Eigenständigkeit und den Eigensinn der irakischen Schiiten besser als Sistani. Er wurde am 4. August 1930 in Maschhad im Nordosten des Iran als Spross einer Gelehrtdynastie geboren. Die Familie führt ihren Stammbaum bis auf Hussein zurück, den Enkel des Propheten und dritten Imam der Schiiten. Sein Islam- und Rechtsstudium begann Sistani in Qom, der wichtigsten Gelehrtenstadt der iranischen Schiiten.

In den Jahren 1965 bis 1978 lernte und lehrte Ali as-Sistani in Nadschaf, dem Zentrum der schiitischen Gelehrsamkeit im Irak, Seite an Seite mit einem Mann, der bald Weltgeschichte schreiben würde: Ruhollah Chomeini. Doch während Chomeini seine Theorie von der «Herrschaft der Religionsgelehrten» entwickelte, die er nach der Revolution von 1979 in Teheran durchsetzte, hielt der 28 Jahre jüngere Sistani an der quietistischen Tradition al-Choeis fest und sprach sich schon damals vehement gegen die Politisierung der Religion aus.



„Ein Toupet in der Suppe? Keine Sorge - es ist frinch gewaschen!...“



Seine Autorität braucht kein Amt: Ali as-Sistani.

Die irakischen Schiiten, unter der geistlich-politischen Führung Sistanis, wollen bis heute keinen absolutistischen Gottesstaat wie im Iran. Sie verfechten die Trennung weltlicher und geistlicher Macht, von Staat und Religion. Stattdessen entwickelte Sistani die Lehre von einer gottgefälligen Republik Irak mit dem Islam als offizieller Religion, in der aber auch die anderen Religionsgemeinschaften ihren historisch angestammten Platz haben und Raum für die demokratische Auseinandersetzung ist.

Während der Diktatur von Saddam Hussein stand Sistani fünfzehn Jahre lang unter Hausarrest. Mit dem Sturz Saddams nach der amerikanisch angeführten Invasion von 2003 begann der Aufstieg des bis dahin im Ausland kaum bekannten Grossajatollahs und Mardscha. Der Rang des Mardscha ist der höchste eines Religionsgelehrten bei den Zwölfer-Schiiten, der wichtigsten Strömung des Schiitentums. Um die Fähigkeit des Idschtihad, der eigenständigen Rechtsauslegung und Rechtsfindung, zu erlangen, sind zehn oder mehr Jahre Studium erforderlich.

Es sind diese bis in die Einzelheiten des Alltags reichenden Auslegungen des islamischen Rechts, dazu die kasuistischen Unterweisungen für die Gläubigen, auf denen Ansehen und Autorität eines Mardscha beruhen. Das Wirken des Mardscha Sistani beruht auf einer genauen Kenntnis der gegenwärtigen Lebensverhältnisse der schiitischen Gläubigen, auch und gerade in der Diaspora, und ist geprägt von einem menschenfreundlichen Pragmatismus. Es ist das genaue Gegenteil des grimmigen Dogmatismus der Schiiten im Iran

und natürlich auch der wahabitischen Sunniten in Saudi-Arabien.

Hinter den Anweisungen zu Katzenhaaren beim Gebet und zum Dildo beim Sex dürften die Gläubigen den gütigen Blick eines weisen Grossajatollahs erkennen, der auch mal ein Auge zudrückt, wenn fünf statt dreier Katzenhaare beim Gebet auf der Kleidung bleiben oder wenn die Ehefrau zwischen dem Vorspiel mit

Sistani ist Geburtshelfer und Erzieher der jungen irakischen Demokratie in einer Person.

Dildo, bei dem sie auf ihre Kosten gekommen ist, und dem Haupttakt mit dem Ehemann nicht zwischendurch ins Bad zur eigentlich erforderlichen rituellen *ghusl*-Waschung rennt.

Sistanis Autorität braucht kein Amt, sie fusst auf seinem Ansehen als Gelehrter und auf dem Vertrauen, das er als Mardscha genießt. Dieses Vertrauen, das ihm eine wachsende Zahl von Gläubigen im Irak und auch ausserhalb des Landes entgegenbringt, übersetzt sich direkt in die Menge der Spenden, die Sistanis *wakil* (örtliche Vertreter) nach Nadschaf bringen. Damit treibt Sistani den Ausbau Nadschafs zum «Vatikan der Schia» voran – mit Seminaren, Unterkünften, Reisebüros, Hotels.

Seit dem Sturz Saddams hat Sistani an entscheidenden Wegmarken der fragilen irakischen Demokratie im Irak beigetragen, ist Geburtshelfer und Erzieher in einer Person. Die Invasion vom März 2003 hat Sistani legitimiert, indem er die irakischen Schiiten aufrief, keinen

Widerstand gegen die ausländischen Truppen zu leisten. 2004 forderte er zur Teilnahme an den ersten freien Wahlen sowie am Referendum zur neuen Verfassung auf. Als die sunnitisch-salafistische Terroristen des Islamischen Staats 2014 die Tigris-Metropole Mossul einnahmen und Bagdad bedrohten, rief as-Sistani die schiitischen Iraker zu den Waffen. Ohne die Kampfkraft der schiitischen Milizen, die entschlossen dem Ruf ihres Grossajatollahs folgten, wäre die irakische Armee wohl aufgegeben worden.

Versöhnung auf Augenhöhe

Sistani ist als schiitischer Theologe und Rechtsgelehrter weder als konservativ noch als modern zu verorten. Vielmehr ist er fundamental pragmatisch. Das Gleiche lässt sich von seinem gelegentlichen politischen Eingreifen sagen: Sein Aufruf zur Zusammenarbeit von schiitischer Mehrheit und sunnitischer Minderheit, seine Forderung nach gleichen Rechten für alle ethnischen, religiösen und konfessionellen Gruppen, sein Eintreten für die Prinzipien von Demokratie sind die pragmatischen Instrumente, um das Mehrheitsrecht der irakischen Schiiten zu garantieren und zugleich das Land zusammenzuhalten.

Beim historischen Treffen von Papst Franziskus und Grossajatollah Sistani vom Samstag in Nadschaf standen sich zwei Prediger für Frieden und Versöhnung auf Augenhöhe gegenüber. Schon am Tag darauf verkündete die Regierung in Bagdad, dass der 6. März künftig als nationaler Tag der Toleranz und Koexistenz begangen werde.

Fast nur Ausländer in den Intensivbetten

Der Anteil der Zuwanderer in den Covid-Abteilungen der Spitäler wird als Tabu behandelt. Denn die Zahlen könnten aufschrecken.

Christoph Mörgeli

Das Thema wurde lange umgangen. Doch jetzt sorgt es in Deutschland für Aufregung: An einer Telefonschaltkonferenz mit Chefärzten sprach der Präsident des Robert-Koch-Instituts, Lothar Wieler, Klarheit: «Nach meinen Erhebungen hatten immer über 90 Prozent der intubierten, schwerstkranken Patienten einen Migrationshintergrund.» Wieler sagte gegenüber Chefärzten aus: «Das ist ein grosses Problem.» Im gesamten Bundesgebiet lägen sicher über 50 Prozent Migranten in den Covid-Pflegebetten. Die Zeitung *Bild* schrieb letzte Woche: «Auf den Intensivstationen in Deutschland scheint ein grosser Teil der schweren Corona-Fälle Patienten mit Migrationshintergrund zu sein. Diese Tatsache wird offenbar in der Bundesregierung als Tabu empfunden.» Denn dort wolle das Thema offenbar niemand anrühren – aus Angst vor einer «Rassismusdebatte».

Gegenüber *Focus* online bestätigten mehrere Mediziner aus verschiedenen Bundesländern, dass der Anteil von Migranten unter den Corona-Patienten in den Kliniken auffällig hoch sei. Weil keine entsprechenden statistischen Daten erhoben werden, könnten sie aber keine konkreten Zahlen nennen. Ein Arzt sagte anonym aus: «Es ist tatsächlich so, dass Patienten mit Migrationshintergrund weit überrepräsentiert sind. Insbesondere in der Hochphase der zweiten Corona-Welle stellten sie den weit überwiegenden Anteil der therapiepflichtigen Patienten.» Die Betroffenen stammten nicht nur aus der Türkei, sondern auch aus weiten Teilen des Balkans, also aus Südosteuropa. Der österreichische Intensivmediziner Burkhard Gustorff bestätigte diesen Befund in der Tageszeitung *Die Presse*. In seiner Wiener Klinik würden Migranten rund 60 Prozent der Corona-Intensivpatienten ausmachen.

«70 Prozent»

Und wie sieht die Situation in der Schweiz aus? Die *Basler Zeitung* berichtete im vergangenen Dezember, auf schweizerischen Intensivstationen lägen «überdurchschnittlich viele Corona-Patienten mit Migrationshintergrund». Die Rede war von «70 Prozent» in der Region Nordwestschweiz. Der Gesundheitsdirektor von

Baselland, Thomas Weber (SVP), bestätigte diese Zahl für Intensivstationen und Covid-Betten im Kantonsparlament. Auf der Intensivstation in einem weiteren Spital der dortigen Region wurde vor drei Monaten sogar ein Spitzenwert von 83 Prozent Patienten mit Migrationshintergrund ermittelt. Die *Weltwoche* weiss, dass Ende Februar 2021 volle 100 Prozent der Covid-Intensivbetten am Universitätsspital Basel von Mi-

Man müsse mit der Anti-Covid-Botschaft in die Moscheen, forderten manche.

granten belegt waren. Demgegenüber haben gegenwärtig am Universitätsspital Zürich «nur» 50 Prozent ausländische Wurzeln. Die meisten der angefragten Kliniken können und wollen darüber allerdings keine Auskunft geben. Sie behandelten alle Patienten qualitativ gleichwertig, unabhängig von Geschlecht, Alter oder Herkunft, lautet ihre pflichtschuldige Antwort.

Dennoch wirft der Befund Fragen auf. An Erklärungsversuchen im In- und Ausland fehlt es nicht. In Deutschland sprach man von «Sprachbarrieren», wegen deren man die Migranten trotz grossen Präventionsbemühungen nicht erreiche. Man müsse mit der Anti-Covid-Botschaft in die Moscheen, forderten manche. Die Struk-

turen der Grossfamilien mit ihren Zusammenkünften, Feiern und ihrer Mobilität stellten ein grosses Risiko dar, meinten zahlreiche Mediziner. Linke Politiker rügten die beengten Wohn- und Arbeitsverhältnisse und die Distanz vieler Migranten zu Gesundheitsinstitutionen und Bildung. Auf keinen Fall dürften diese als «Pandemietreiber» diskriminiert werden, wurde aus Regierungszentralen wie aus Krankenhäusern gewarnt. Die links-grüne Tageszeitung (*Taz*) in Berlin erklärte nur schon die Nennung des Problems als unerträglich: «Das ist rassistisch.»

Vorsorgliche Rassismuskeule

Hierzulande analysierte der Baselbieter Landrat Hanspeter Weibel (SVP), in den betreffenden Kulturen hätten Autoritäten und der Staat eine untergeordnete Bedeutung, sie würden nicht nur ignoriert, sondern auch bekämpft. Zudem gelte die Krankheit – darunter falle schon ein positiver Corona-Test – als Schwäche. «Und da bei einem positiven Corona-Test das persönliche Umfeld riskiert, einbezogen zu werden, vermeidet man Tests.» Worauf der kantonale SP-Vizepräsident schäumte: «Das ist struktureller Rassismus in Reinform.»

Auch der professionelle Rassistenjäger Hans Stutz rügt, es gebe keine offiziellen Zahlen, doch scheint er darüber eher erleichtert zu sein. Jedenfalls freute sich Stutz, dass Gesundheitsminister Alain Berset (SP) einen parlamentarischen Anfrager so abgeputzt habe: Der Zugang zum Gesundheitswesen müsse «für alle Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz gleichermassen gesichert sein».

Die von der *Weltwoche* konsultierten medizinischen Spezialisten nehmen nicht an, dass der auffallend hohe Anteil an Migranten bei den schwer verlaufenden Covid-Fällen etwas mit ethnischen Unterschieden zu tun hat. Auch Sprachbarrieren und Übersetzungsbemühungen seien nicht zielführend. Der Grund des weit überdurchschnittlichen Anteils an Covid-Hospitalisierungen liege an den sorglosen Zusammenkünften der grossen Familien, ihrem Bedürfnis nach Festlichkeiten und natürlich an der anhaltenden Reisetätigkeit in die Herkunftsländer.



«Okay, weil du es bist»

Die personelle Liaison zwischen Schweizer Fernsehen und Bundesrat wird immer klebriger.



Bundesrat Ignazio Cassis und Journalist Peter Düggele kennen sich nicht. Darum machte der Bundesrat den Journalisten nun zu einem seiner wichtigsten Mitarbeiter.

Cassis und Düggele hatten sich in ihrem Leben erst einmal kurz getroffen. Es war im Februar 2019, als Aussenminister Cassis in Washington sein Pendant Mike Pompeo besuchte. Düggele, der US-Korrespondent des Schweizer Fernsehens, machte mit Cassis dazu ein Fünfzehn-Sekunden-Interview für die «Tagesschau».

Düggele wird nun neuer Kommunikationschef im Cassis-Departement. Cassis setzt damit, wie die Mehrheit der Bundesräte, auf die PR-Dienste eines früheren Journalisten des Schweizer Fernsehens. Da braucht man sich vorher nicht persönlich zu kennen. Die Landesregierung weiss auch so, woran sie ist, von Staatsprofis zu Staatsprofis sozusagen.

Mit Düggele stellt die Delegation von SRF nun die Mehrheit der bundesrätlichen Kommunikationschefs. Karin Keller-Suter vertraut für ihre Propaganda auf Christoph Nufer, den früheren Leiter der TV-Bundeshausredaktion. Bei Ueli Maurer kommen die frohen Botschaften von Peter Minder, dem ehemaligen Sportmoderator aus Leutschenbach. Guy Parmelins Lautsprecher wiederum ist Urs Wiedmer, der vormalige «Arena»-Moderator.

Vier von sieben. Das ist schon eine sehr auffällige Ballung von ehemaligen SRF-Bediensteten als kommunikative Chefbeamte. Die Ballung ist umso auffälliger, wenn man sie mit der sonstigen Medienbranche vergleicht.

Nur in einem einzigen Departement, bei Simonetta Sommaruga, steht an der Spitze der Kom-

munikation eine Person, die von einem privaten Verlagshaus kommt: Annetta Bundi war zuvor Bundeshausredaktorin des *Tages-Anzeigers*. Ihre Stellvertreterin Géraldine Eicher rückt diese Ausnahme allerdings wieder zurecht. Sie leitete zuvor die Inlandredaktion von Radio SRF.

Es ist klar, warum die Journalisten des Staatsfunks so beliebt als politische PR-Fritzen sind. Mit ihnen gab es in der Vergangenheit stets eine ungeschriebene *unité de doctrine*. Sie lautet: Wir vom Bundesrat sorgen für euer finanzielles Wohlergehen, ihr von SRF sorgt dafür für unser publizistisches Wohlergehen.

Das heisst nun nicht, dass es bei SRF ähnlich linientreu wie beim chinesischen Staatssender CCTV zugehen würde. Dies zu behaupten,

Das gute Verhältnis zwischen Bundesbern und Bundesfernsehen funktioniert ohne Direktiven.

wäre unfair und polemisch. Auch grundsätzliche Kritik an der Regierungspolitik ist kein Tabu bei SRF. Ein Tabu ist vielmehr ein direkter Angriff auf die Vertreter dieser Regierungspolitik. Bundesräte haben im Schweizer Fernsehen eine Schonzone. Nur zwei von ihnen wurden in den letzten zwanzig Jahren von SRF frontal attackiert, der unbelehrbare Kapitalist Johann Schneider-Ammann und der unbelehrbare Nationalist Christoph Blocher.

Sonst aber haben die Bundesräte auf den staatsnahen Kanälen von SRF ein rechtes Herrenleben. Sie vertrauen darum den Jour-

nalisten des Schweizer Fernsehens mehr als ihren Kollegen von der Presse, die aggressiver und unberechenbarer sind.

Das gute Verhältnis zwischen Bundesbern und Bundesfernsehen funktioniert ohne irgendwelche Direktiven. Solche braucht es nicht. Es ist ein subtiler Prozess, bei dem die persönlichen Kontakte aus dem SRF-Milieu vollauf genügen.

Wie das so läuft, zeigen wir an einem Telefonat zwischen Peter Düggele, dem neuen Zeremonienmeister von Bundesrat Cassis, und seiner früheren Kollegin, der «Tagesschau»-Chefin Regula Messerli. Das Gespräch ist erfunden, aber glauben Sie mir, es ist ziemlich wirklichkeitsnah.

Messerli: Hoi Peter, hier ist die Regula von der «Tagesschau».

Düggele: Hoi Regula, schön, von dir zu hören, was kann ich für dich tun?

Messerli: Peter, wir hätten gerne den Cassis für ein Interview in der «Tagesschau». Thema Rahmenabkommen.

Düggele: Kommt drauf an. Wann und wie?

Messerli: Morgen in der Hauptausgabe. Zwei bis drei Minuten. Live im Studio.

Düggele: Live? Geht nicht bei Cassis, ist zu riskant. Aufzeichnung am Nachmittag, dann schneiden wir es zusammen. Aber wir wollen mindestens vier Minuten, Regula, sonst kannst du es vergessen.

Messerli: Viel Sendezeit, Peter, aber gut. Dafür wollen wir ihn exklusiv.

Düggele: Kein Problem, Regula, ihr bekommt ihn allein. Schick mir aber zuvor die exakten Fragen, die ihr ihm stellt.

Messerli: Mach ich zwar nicht so gerne, Peter, aber okay, weil du es bist.

Freisinn im Freifall

Unvermittelt schwenkt die FDP in der Corona-Politik um. Präsidentin Petra Gössi ist nicht einmal anwesend. Die Partei wirkt führungslos.

Hubert Mooser und Marcel Odermatt

In der Nacht auf Dienstag spielte sich im Nationalrat eine der erstaunlichsten Kehrtwenden der jüngsten Geschichte in der Schweizer Politik ab. Beim wichtigsten Thema, der alles bestimmenden Covid-19-Pandemie, standen die Freisinnigen vor wenigen Tagen noch Seite an Seite mit der SVP. Die bürgerliche Mehrheit einigte sich in der vorbereitenden Wirtschaftskommission (WAK) darauf, den Bundesrat zu zwingen, Restaurants und Fitnesscenter ab dem 22. März zu öffnen.

Die grosse Kammer hätte damit den Bundesrat in die Schranken gewiesen und angezeigt, dass sie mitbestimmen will. Als das Geschäft in der grossen Kammer traktandiert war, wollte die FDP davon allerdings nichts mehr wissen und ruderte zurück. Die Freisinnigen stimmten in der Debatte zum Covid-19-Gesetz mit den anderen Parteien und gegen die SVP.

«Nur eine Momentaufnahme»

Somit kann die Landesregierung weitermachen wie bisher. Kein Wunder, genehmigten sich SVP-Säckelmeister Ueli Maurer und SP-Gesundheitsminister Alain Berset zu später Stunde im Ratssaal eine Stange und prosteten sich fröhlich zu.

Eine Stange Geld kostet dieser *U-turn* die Wirtschaft, und er zementiert den Status quo in der Corona-Politik. Auf die 180-Grad-

Auch Politiker dürfen klüger werden. Nur waren all die Einwände schon vorher bekannt.

Drehung seiner Partei angesprochen, sagt FDP-Fraktionschef Beat Walti: «Wir haben unsere Position nicht geändert, sondern entwickelt.» Die Abstimmung in der WAK sei eine «Momentaufnahme» gewesen, die jetzt im Rat angepasst worden sei.

FDP-Nationalrat Kurt Fluri, der immer dagegen opponierte, ein Datum im Gesetz festzulegen, gibt sich erleichtert: «Eine dynamische Entwicklung wie eine Pandemie kann man nicht gesetzlich determinieren. Was, wenn



Miserable Bilanz: Parteichefin Gössi.

sich die Lage am 23. März wieder drastisch verschlechtert?» Da die Session beendet gewesen wäre, hätte der Bundesrat wieder mit der ausserordentlichen Lage gemäss Epidemien-gesetz operieren müssen, so der Solothurner.

Seine Ratskollegin Daniela Schneeberger spricht von einem ganz normalen Prozess und einer Entscheidung, die man nach einer langen Diskussion in der Fraktion getroffen habe: «Wir haben uns tief mit dem Thema

befasst und uns aufgrund der Diskussion in der Fraktion überzeugen lassen, dass ein fixes Datum nicht richtig wäre», erklärt die Baselbieterin.

Auch Politiker dürfen klüger werden. Nur waren all die Einwände schon bekannt, als die FDP mit der SVP in der Kommission gemeinsame Sache machte. Das Problem muss deshalb tiefer liegen.

Es ist offensichtlich, dass der Freisinn in entscheidenden Fragen einen Slalomkurs fährt, sich immer schwerer einigen kann. Das nächste Drama steht für die Partei am 13. Juni ins Haus: FDP-Präsidentin Petra Gössli kämpft an vorderster Front für das CO₂-Gesetz, das den Liter Benzin um 12 Rappen sowie Flugtickets verteuern will.

Dass höhere Steuern und Abgaben in einer liberalen Partei auf Widerstand stossen, überrascht nicht. Die FDP-Chefin wird mit Ständerat Thierry Burkart, Nationalrat Christian Wasserfallen und Gewerbeverbanddirektor Hans-Ulrich Bigler gleich gegen drei Schwer-

Die Freisinnigen sind längst im Krisenmodus – für Auslegeordnungen fehlt die Zeit.

gewichte aus den eigenen Reihen in den Ring steigen müssen – wenn die Schwyzer Nationalrätin es denn überhaupt tut.

Bei der Corona-Monsterdebatte glänzte Petra Gössli durch Abwesenheit, ihr Stuhl im Saal blieb leer. Sie liess sich für die ganze Woche entschuldigen, weil sie an der Universität St. Gallen einen Executive Master in Business Administration absolviert.

Die Juristin plant in den nächsten Monaten sechzehn Kurswochen dafür ein. Dass die Kapitänin so lange von Bord geht, bewertet Beat Walti nicht als Schiffbruch: «Keine Person ist unersetzbar.» Absenzen würden in der Regel im Rat ausgeglichen. Es müsse auch für Politiker möglich sein, eine Weiterbildung zu absolvieren.

Zerreissprobe Rahmenabkommen

Das mag stimmen. Doch für die Freisinnigen geht es um mehr als nur um Ratspolitik, die in dieser Corona-Zeit schon wichtig genug wäre. Die Partei reiht Niederlage an Niederlage. Vier Sitze waren es am Wochenende bei den Kantonsratswahlen in Solothurn. Der in Ungnade gefallene Pierre Maudet holte bei den Genfer Staatsratswahlen mehr Stimmen als der FDP-Kandidat. Auch die Leuchtgestalt der Partei, Bundesrätin Karin Keller-Sutter, musste mit dem Burka-Anliegen und dem elektronischen Identitätsausweis gleich zwei Abfahrten am gleichen Tag hinnehmen.

Rechnet man den aufgeflamten Streit um das Rahmenabkommen dazu, brennt es bei der

Traditionspartei an allen Ecken und Enden. Eben hat die freisinnige NZZ den Vertrag für hinfällig erklärt, obwohl FDP-Bundesrat Ignazio Cassis nach wie vor für einen Abschluss kämpft. Die Partei steht auch in dieser Frage vor einer Zerreissprobe.

Führung war in der Traditionspartei selten so gefragt wie heute. Die Absenz von Petra Gössli lädt deshalb zu Spekulationen geradezu ein. Gerüchte, dass sie mit ihrer Weiterbildung auch ihren Abgang vorbereitet, sind in der Wandelhalle in dieser Woche hier und dort zu vernehmen.

Einige würde es nicht überraschen, wenn die 45-Jährige, seit 2016 an der Spitze, einen geordneten Abgang vorbereiten würde. Viel zu gewinnen gebe es für Gössli in nächster Zeit nicht, heisst es.

Das Hin und Her bei der FDP sorgt namentlich bei der SVP für Enttäuschung. Nach dem Eklat um das Corona-Gesetz spricht Fraktionschef Thomas Aeschi von einer «Wischwaschi-Politik der FDP» und erklärt, das Vertrauen in die bürgerlichen Partner habe in den letzten Tagen gelitten.

Zwanzig Mandate verloren

Würde die FDP im Normalmodus funktionieren, stünde Petra Gössli wegen ihrer Amtsführung längst unter massivem Druck. Erste Parteiponenten würden ihren Kurs in Frage stellen und auf die miserable Bilanz hinweisen. Doch die Freisinnigen sind längst im Krisenmodus – für Auslegeordnungen fehlt die Zeit. Die Partei angelt sich von einem Problem zum nächsten.

Wenigstens ist noch nicht allen der Humor vergangen. Ständerat Andrea Caroni aus Appenzell Ausserrhoden deutete im Blick einen Mini-Gewinn bei den Kantonsratswahlen im Wallis am Sonntag zu «einem Beginn der Trendwende» um. Dabei verlor die FDP seit den Nationalratswahlen 2019 in zehn Parlamenten zwanzig Mandate – mehr als jede andere Partei. Mit 534 Sitzen in allen Kantonen liegt sie nur noch knapp vor der SVP, die auf 532 Sitze kommt.



INSIDE WASHINGTON

Wahrheit oder Gerechtigkeit

Die Stadt Minneapolis ist in höchster Alarmbereitschaft. Mit der Auswahl der Geschworenen beginnt der Prozess gegen den weissen Polizisten Derek Chauvin, der beschuldigt wird, den Schwarzen George Floyd getötet zu haben. Das Bezirksgericht ist mit Betonbarrieren, doppelten Zäunen und Stacheldraht gesichert. Truppen der Nationalgarde von Minnesota wurden zur Unterstützung der Polizei zugezogen.

Laut FBI hat der Befund des Gerichtsmediziners, der Floyds Autopsie durchführte, die Stimmung zusätzlich aufgeheizt. Nach seinen Worten starb der unbewaffnete 46-Jährige «aufgrund einer Kombination seiner Gesundheitsprobleme sowie seiner Überanstrengung und den Zwangsmassnahmen, zu denen es bei seinem Zusammentreffen mit der Polizei» kam. Entscheidend ist die Aussage, dass diese Kombination bestanden hatte, bevor er zu Boden gerungen wurde, wo Chauvin ihm dann sein Knie auf den Hals presste: «Es gab keine Anzeichen dafür, dass Floyds Atemwege buchstäblich blockiert waren.»

«Ich kann nicht atmen» ist zu einem Schlachtruf geworden, und diese rund um die Welt gesehenen, schrecklichen neun Minuten sind für Millionen Amerikaner der Beweis, dass rassistische Polizisten regelmässig Schwarze ermorden.

Der afroamerikanische Kriminologe Wilfred Reilly weist jedoch darauf hin, dass im Jahr 2019 die Gesamtzahl unbewaffneter Schwarzer, die von der Polizei erschossen wurden, bei lediglich vierzehn lag. Und 2016 erkannten der schwarze Wirtschaftswissenschaftler Roland Fryer und sein Forschungsteam bei Schusswaffengebrauch durch die Polizei «keine Unterschiede nach Rasse».

Dennoch werden während der Dauer des Prozesses gegen Chauvin Polizisten im ganzen Land auf die Anklagebank gesetzt. Sollte er freigesprochen werden, könnte sich die Kriegszone in Minneapolis in einen nationalen Flächenbrand verwandeln.

Amy Holmes

Orakel von Athen

Der Ökonomieprofessor Yanis Varoufakis gründet mit Bernie Sanders die «Progressive Internationale» und plädiert für eine Welt ohne Milliardäre und Börsen.

Pierre Heumann

Yanis Varoufakis strebt eine neue Weltordnung an. «Ein Leben nach dem Kapitalismus ist möglich», meint der für seine radikal linken Ansichten international bekannte – manche würden sagen: berühmte – Ökonomieprofessor aus Athen. Seine Vision hat er in seinem jüngsten Roman, «Another Now» – «Ein anderes Jetzt» –, zu Papier gebracht. Seine Novelle sei keine Utopie, sagt er im Skype-Interview, sondern «politische Science-Fiction» zum Thema: «Was wäre, wenn wir statt des Kapitalismus, statt der Börsen und statt der Tech-Giganten eine demokratische, liberale und effiziente Marktwirtschaft hätten?»

Womit er bei seinem derzeitigen Lieblingsthema ist: «Wir leben im Kapitalismus des Techno-Feudalismus», sagt er. Gegen globale Firmen wie Amazon (wo man sein Buch herunterladen kann) oder Facebook (wo er seine Interviews und Posts veröffentlicht) polemisiert Varoufakis, indem er sie nicht als Unternehmen, sondern als *environment* oder als *social fabric* (soziales Gewebe) hinstellt. «Sobald man sich auf einen dieser Giganten einlässt, taucht man ab in die feudale Ordnung, die Eigentum einer einzigen Person ist.»

Das war erst der Anfang

Tech-Giganten, rechnet der 60-Jährige vor, schneiden sich einen immer grösseren Teil vom Sozialprodukt ab, während kleine und mittlere Unternehmen auf der Verliererseite stehen. Firmen wie Google oder Netflix kontrollierten die Märkte und hätten an politischer Macht gewonnen. Der Lockdown habe diesen Trend verstärkt.

Varoufakis will deshalb nicht nur theoretisieren und kalkulieren. Um die Weltordnung nach seinen Vorstellungen umzukrempeln, hat er vor einem Jahr die Bewegung «Progressive Internationale» gegründet, zusammen mit Bernie Sanders, der im radikal linken Spektrum der US-Demokraten politisiert. Die globale Initiative soll die progressiven Kräfte weltweit bündeln und mobilisieren, um auf eine «postkapitalistische Zukunft» hinzuarbeiten. Deshalb rief Varoufakis im November zum globalen Boykott von

Amazon auf. «Der Streik wurde von Millionen von Arbeitnehmern befolgt», sagt er stolz. Während sich Amazon auf den Black Friday, einen der umsatzstärksten Einkaufstage des Jahres, freute, protestierten Menschen auf der ganzen Welt gegen die Arbeitsbedingungen beim Online-Händler und verlangten von den Regierungen, dem Konzern die Steuerprivilegien zu streichen. «Es war eine globale Kampagne mit einem loka-



«Postkapitalistische Zukunft»: Varoufakis.

len Fokus», sagt Varoufakis, «von Bangladesch über Indien, Deutschland bis nach Seattle. Und das war erst der Anfang.»

Die Themen würden ihm nicht ausgehen, ist er überzeugt. Weil wegen Covid-19 doppelt so viele Menschen in Armut lebten als vor der Corona-Krise, müsse der Staat finanzielle Impulse geben. US-Präsident Joe Biden werde die Staatsausgaben zum Beispiel um 1,9 Billionen Dollar erhöhen. Aber trotz des Hilfspakets, meint Varoufakis, werde sich die wirtschaftliche Lage des Durchschnittsbürgers nicht verbessern, da die Gelder vor allem zu den grossen Konzernen fließen würden. Zudem könne Biden sein Wahlversprechen nicht halten, den Mindestlohn massiv zu erhöhen. Davon werde der ehemalige Präsident Trump politisch profitieren. «Ich will deshalb nicht ausschliessen, dass er oder ein Trumpianer in vier Jahren erneut gewählt wird.»

Der studierte Mathematiker und Volkswirtschaftler, der von seinen Fans als Rockstar-Poli-

tiker verehrt und von seinen Gegnern als «unberechenbarer Marxist» abgekanzelt wird, legt sich immer wieder lustvoll mit dem Establishment an. So hält er dem italienischen Premierminister Mario Draghi vor, die Beratungsfirma McKinsey mit dem Auftrag angeworben zu haben, den Plan für die Verwendung der zugesagten Gelder aus den EU-Töpfen umzuschreiben. «Was kommt als Nächstes», polemisiert Varoufakis auf der Plattform des Tech-Giganten Twitter, «soll demnächst die Mafia das Justizministerium neu organisieren?»

«Faschisten haben vieles richtig gemacht»

Wortgefechte sind seine Leidenschaft. Als er vor sechs Jahren griechischer Finanzminister war, bezeichnete er die EU-Partner als «finanzielle Terroristen», weil die Gläubiger des hochverschuldeten Griechenlands massive Sparmassnahmen verlangt hatten. Am Ausdruck hält er fest und rüffelt heute die damaligen Forderungen der Kreditgeber gar als «kolonialistische Erpressung».

Dass er sich in seinem Eifer mitunter in Widersprüche verstricke, «auch mit mir selber», ist ihm bewusst. So erklärt er die Tatsache, dass die Impfstoffe gegen Covid-19 von privaten Firmen, nicht aber vom Staat entwickelt wurden, mit einem Lob für Trump. Er habe der Pharma-Industrie «mehrere Milliarden zur Verfügung gestellt – ohne diese staatlichen Gelder wäre die Entwicklung nicht so schnell geglückt». Wie es denn zu verstehen sei, dass ausgerechnet er, der Kampfgenosse von Sanders, ein gutes Wort für Trump einlege? Man müsse sich vor «Faschisten wie Trump» zwar in Acht nehmen, sagt Varoufakis. Aber gleichzeitig warnt er davor, das Wort «Faschist» als Beleidigung oder als Synonym für einen üblen Menschen zu verwenden. «Faschisten haben zwischen den beiden Weltkriegen vieles richtig gemacht», sagt er in vollem Ernst. Sie hätten die Errungenschaften später zwar gegen die Menschheit eingesetzt. Aber immerhin habe Mussolini als Erster in Europa ein Rentensystem und ein soziales Sicherheitsnetz eingeführt, und Hitler habe die Wissenschaft unterstützt und die Arbeitslosigkeit beseitigt.

Uni für alle

Die Universität Zürich soll nach der Vorstellung von Rektor Michael Schaepman allen Interessierten offenstehen. Damit täte sie das Gleiche wie Fachhochschulen.

Beat Gygi

Michael Schaepman ist seit vergangem August Rektor der Universität Zürich. Kurz vor seiner Wahl hatte er in einem Interview gesagt, sein Gestaltungswille und seine Kreativität hätten den Ausschlag gegeben für seine Bewerbung. Nun hat der niederländisch-schweizerische Doppelbürger gut sieben Monate nach seinem Antritt in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* Konkretes dargelegt: Er denkt an eine Öffnung der Uni für alle Interessierten. Die Universität müsse mit der gesellschaftlichen Entwicklung Schritt halten, und für ihn heisse das, mehr Menschen aus bildungsfernen Schichten zu motivieren, die Uni zu besuchen.

Heisst das: auch ohne Maturität? Ja, lautet die Antwort, der Entscheid für die Gymnasialausbildung falle ja in jungem Alter, und viele würden den Knopf erst später im Leben aufturn. Die Uni solle ihr reichhaltiges Angebot an Lehrgängen in ganz verschiedenen Ausprägungen zugänglich machen, auch in Form ganz kurzer Lektionen; etwa Kurse für Fachleute, die mehr über China lernen wollten. Zur Ausbildung gehörten auch die Abschluss-Zertifikate.

Konkurrenz von unten

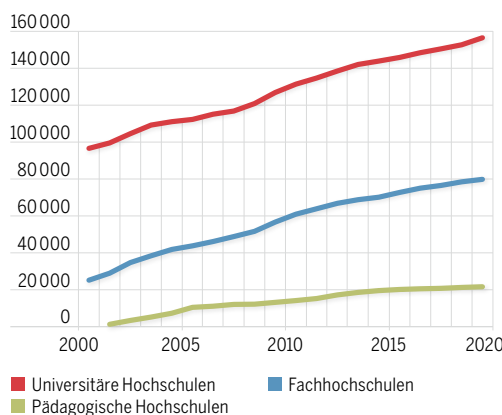
Was der 54-jährige Schaepman vorschlägt, haben Medien als revolutionär bezeichnet. Ist er wirklich der Umwälzer, der Typ, der mit neuen Ideen von aussen kommt und frischen Wind in die Schweizer Universitäten bringt?

So kann man es nicht sagen. Schaepman ist in der Schweiz aufgewachsen und hat an der Universität Zürich Geografie studiert. Und was er vorschlägt, ist in den Grundzügen in der Schweiz schon bewährte Praxis, allerdings weniger bei Universitäten, sondern mehr in der Fachhochschullandschaft.

Die ab etwa 1995 geschaffenen Fachhochschulen der Schweiz stehen einem grossen Teil der Bevölkerung für Ausbildung und Weiterbildung offen. Die acht Schulen sollen weitgehend ähnlich ein Dutzend Fachgebiete abdecken. Früher hiessen sie Technikum oder Höhere Wirtschafts- und Verwaltungsschule (HWV). Sie sind geografisch gegliedert, sozusam-

Ansturm auf Hochschulen

Anzahl Studierende nach Hochschultyp in der Schweiz



QUELLE: BFS - SHIS-STUDEX

Fachhochschulen im Aufwind.

gen mit ihren Hoheitsgebieten: Westschweiz, Nordwestschweiz, Bern, Luzern, Tessin, Graubünden, Ostschweiz und Zürich. Diese Schulen erlauben es Berufsleuten und Praktikern, via Lehre plus Berufsmaturität sowie andere Kanäle aus der Praxis zu höherer Bildung und einem Hochschulabschluss aufzusteigen. Das Motto lautet: «Kein Abschluss ohne Anschluss.»

Die Fachhochschulen sind seit Jahren in rasanter Expansion und bedrängen die Universitäten im Bildungsmarkt von unten. Die Grafik zeigt die enorme Entwicklung der Ausbildung auf tertiärer Stufe, also an Universitäten und Fachhochschulen. Vor zwanzig Jahren gab es in der Schweiz knapp 100 000 Universitätsstudenten (einschliesslich der beiden ETH) sowie gut 20 000 Fachhochschulstudenten. Heute zählt man rund 160 000 Eingeschriebene an Unis, an den Fachhochschulen sind es rund 80 000 und an den Pädagogischen Hochschulen (früher Lehrerseminare) 20 000 Personen.

Die Konkurrenz zwischen den beiden Hochschultypen ist hart, angeheizt wird sie vor allem von den Fachhochschulen. Sie sind die Turbos, sie haben ihre Absolventenzahlen vervierfacht, derweil die Universitäten auf das Anderthalbfache wuchsen. Die Finanzierung durch Bun-

des- und Kantons Gelder pro Schüler, also pro Kopf, gibt starke Anreize zur Maximierung der Studentenzahlen. Dies zeigt sich mit der Zeit auch an den Investitionen in Glas und Beton: Ein eindrücklicher Campus wie in Olten für die Nordwestschweiz oder ein «Campus der Zukunft» (Bern) ist für eine stolze Schule mit Wachstumsansprüchen fast Pflicht.

Werbung an Bahnhöfen

Die ganze Ausweitung wird unterstützt durch die Bestrebungen all der Organisationen aus der Wirtschaft und dem Bildungssektor, die für die Entwicklung der Berufsbildung verantwortlich sind. Immer mehr Bildungsgänge und Berufsbilder werden auf Hochschulstufe gehoben, zum Beispiel Lehrerinnen und Lehrer oder die Gesundheitsberufe.

Die Tertiärisierung bläht die Branche auf. In diesem Rahmen suchen sich die acht Standorte auch durch spezialisierte Ausbildungsgänge zu profilieren, zum Beispiel solche für Tourismus im Bündnerland oder für Gesundheit in Winterthur/Zürich. Die Schulen werben an Bahnhöfen mit Plakaten um die Gunst von Absolventen und Kursbesuchern, bei den Unis sieht man das nicht.

Zunehmend stossen Fachhochschulen auch formell in die akademische Welt vor. Sie bieten beispielsweise ihren Absolventen die Möglichkeit zum Doktorieren und Forschen, dies in Kooperation mit Universitäten. Und darüber hinaus haben die Schulleitungen im Umgang mit privat bezahlter Weiterbildung grosse Fertigkeiten entwickelt. Zusatzausbildungen für Berufsleute, die mit eindrücklichen Abschlusszertifikaten wie «Master of Advanced Studies» versehen sind, haben Hochkonjunktur.

Wenn sich Universitätsrektor Schaepman jetzt mit voller Energie ebenfalls auf dieses Kampffeld begeben will, kann er sicher den akademischen Glanz der Universität als Vorteil zur Wirkung bringen. Aber das würde in seiner Institution Aufmerksamkeit und Kapazitäten binden, die der Uni im Kampf um ihre wissenschaftliche Reputation und Anziehungskraft im internationalen Markt dann fehlten.

Merkel hat's leichter als Nixon

Heute jagen Journalisten nicht mehr die «Klempner»-Brigade von Watergate, heute sind sie die Klempner. Sie fummeln im Sinn der Regierung, zumindest in Deutschland.

Matthias Matussek

Man kann sich die Hektik am Freitag letzter Woche in der Schaltkonferenz der «Tagesthemen» gut vorstellen. Alle hatten sich auf ein nettes Familienprogramm zum Jubiläum der «Sendung mit der Maus» eingestellt, Moderatorin Pinar Atalay sollte die Maus total inklusiv auf Türkisch begrüßen, und nun das: Das Kölner Verwaltungsgericht verbot dem Verfassungsschutz vorläufig, die AfD öffentlich als «Verdachtsfall», gar als «rechtsextremistisch» einzustufen, da es, besonders in einem Wahljahr, ein Verstoss gegen das Prinzip der Chancengleichheit bedeute.

Ein Schreck. Die AfD nicht «rechtsextrem» nennen? Schliesslich hatte der ARD-Verbund bis dato nichts anderes betrieben, als die grösste Oppositionspartei im Lande zum finsternen demokratischen Störenfried zu erklären. Und jetzt diese Kehrtwende? Diese Ohrfeige für die Schlapphüte und ihren von der Regierung installierten Chef Thomas Haldenwang?

Total demokratische Sportskanone

Die Wahl des Kommentators fiel auf einen dieser jungen, nett-strubbeligen Dreitagebärte, Martin Schmidt mit Namen, offener Hemdknopf, Siegerlächeln, total demokratische Sportskanone. O-Ton Schmidt: «Wir leben in einem Rechtsstaat, das geht einigen in der AfD schwer über die Lippen. Sie bemüht lieber dumpfe Diktaturmetaphern.» Es folgten unbelegte Behauptungen wie die, dass die AfD den Islam verbieten wolle und antisemitisch sei.

Schmidt schaffte es also, den Rechtsbruch des Amtes gegen die AfD zu bestätigen, nur um die Partei gleich wieder im Sinn des «Verdachtsfalls» zu diffamieren. Amnertags setzte die FAZ nach und unterstellte der Partei Winkeladvokatenricks. Andere Blätter folgten.

Treten wir einen Schritt zurück. Einen grossen. Ich habe mir jüngst den Watergate-Film «All the President's Men» angeschaut, mit Robert Redford als Bob Woodward und Dustin Hoffman als Carl Bernstein, beide Reporter der *Washington Post*. Dieser Film, der



Rechtsbrüche der Regierung: Kanzlerin Merkel.

zum romantischen Erweckungserlebnis einer Journalistengeneration gehörte, zeigt die beiden Lokalreporter, wie sie der Macht und deren Missbrauch hinterherrecherchieren,

Im Niederknüppeln der AfD geht es um «Gesinnungsverbrechen», die kein Gesetz erfasst.

also der Regierung und dem von ihr instrumentalisierten Geheimdienst.

Es ist kein ideologischer Film. Sicher, Präsident Richard Nixon war Republikaner, Reporter Bob Woodward allerdings auch. In

diesem Film geht es nicht um politische Programme, sondern um die Skrupellosigkeit, mit der die Macht missbraucht wird. Die demokratische Wachheit treibt sie. Das ist ihr Berufsverständnis, das treibt sie an: die kritische Kontrolle der Macht.

Bunte Truppe aus Kleinganoven

Den Ausgang der Recherche, die schliesslich einen selbstherrlichen und gleichzeitig paranoiden Präsidenten stürzte, der sich nicht an Recht und Ordnung halten wollte, bildete dieser ominöse Einsatz der «Klempner»-Brigade, einer bunten Truppe aus Kleinganoven und CIA, die während des Wahlkampfs ins Haupt-

quartier der Demokraten ins «Watergate»-Hotel einbrach, um es zu verwanzeln. Seither hat sich viel geändert. Ein Satz wie der unserer Kanzlerin: «Wir werden uns bemühen, uns, soweit es möglich ist, an Recht und Ordnung zu halten», hätte damals die beiden und ganze Heere von *Spiegel*-Reportern in Bewegung gesetzt. Doch in diesen Zeiten verflattern solche Ungeheuerlichkeiten, solange sie ins politische Weltbild passen, vor einem schläfrigen, regierungstreuen Pressecorps.

Kurz gesagt: Heute jagen die Journalisten nicht mehr die «Klempner»-Brigade von Watergate, heute sind sie die Klempner. Sie fummeln im Sinn der Regierung.

Ja, was nun? Gleich zuschlagen?

Ein Beispiel gab kürzlich die *Süddeutsche Zeitung* in der Bundespressekonferenz. Deren Journalisten und andere beteiligten sich in einer Meute daran, den unabhängigen, kritisch nachfragenden und bohrenden Web-Journalisten Boris Reitschuster zu jagen und auf einer Seite drei im Blatt zu erlegen – ihn, und nicht etwa die Regierung.

Sie tun es, weil sie in einem halluzinierten höheren und öffentlichen Auftrag Nazis stellen wollen, egal, wo sie diese finden. Und wenn sie solche Nazis mal nicht finden, erfinden sie welche. Seit es die AfD gibt, die Alternative für Deutschland, finden sie diese Nazis eben dort, in der grössten und einzigen Oppositionspartei des Landes. Wie gross muss der Dünkel der Journalisten sein, die über eine Partei mit sechs Millionen Wählern die Nase rümpfen und oft ungeprüft die Propaganda der Regierung übernehmen?

Unappetitliche Figuren? Die gibt es wohl in jeder Partei. Soeben hat der stellvertretende CSU-Fraktionsvorsitzende Georg Nüsslein, gegen den wegen Korruption ermittelt wird, seinen Rückzug aus der Politik angekündigt. Wie er soll sich auch der Mannheimer Unionspolitiker Roman Ebener am Geschäft mit Pandemiemasken bereichern haben.

Doch im orchestrierten Niederknüppeln der AfD geht es eher um «Gesinnungsverbrechen», die kein Gesetz erfasst. Um Verstösse gegen *wokeness*, gegen die Kulturhoheit der Linken. Wie ein Unfallarzt beugt sich unsere Presse über jede Rede eines AfD-Politikers und hört die Brust ab und lauscht auf verdächtige Nebengeräusche. Klopft da «Fremdenfeindlichkeit», ist da Nazizeug?

Auch das hat sich geändert seit Watergate: Die Herrschaftsmittel sind sublimer. Was war schon das Komitee zur Wiederwahl des Präsidenten mit seinem Reptilienfonds für schmutzige Tricks gegen regierungnahe Organisationen wie die mit Millionen geförderte Amadeu-Antonio-Stiftung. Diese sogenannte NGO vertreibt Broschüren wie «Handlungs-

empfehlungen zum Umgang mit der AfD» und behauptet gleichzeitig: «Mit einer Partei, die die Gleichheit aller Menschen bestreitet, kann man nicht in den Dialog treten.» Ja, was nun? Gleich zuschlagen?

Menschliche Urangst

Ein in alle Ritzen der Gesellschaft eingedrungenes Gift moralischer Phrasen wie die Ablehnung von «Menschenfeindlichkeit» oder «rechts» oder «frauenfeindlich» gehört dazu, gleichzeitig eine politisch-korrekte Gendersprache, die die Auflösung familiärer Bindungen im Visier hat, wenn etwa die Linke von «gebärfähigen Menschen, meistens Frauen» spricht – wie denken Leute, die so formulieren, über ihre Mütter?

Selbstverständlich spielen diese Neusprech-Verordnungen mit der menschlichen Urangst vor dem Verlust der sozialen Zugehörigkeit. Deshalb werden sie befolgt. Sie müssen nicht verkündet werden, sie sickern ein.

Doch nicht nur die Amadeu-Antonio-Stiftung mischt mit. Auch die staatliche Bundeszentrale für politische Bildung

Ein in alle Ritzen der Gesellschaft eingedrungenes Gift moralischer Phrasen gehört dazu.

nimmt die konservative AfD unter Dauerbeschuss. Aber die Regierung will nichts dem Zufall überlassen. Jüngst schob die Kanzlerin im Verein mit dem Koalitionspartner für den sogenannten «Kampf gegen rechts» eine Milliarde Euro in die unzähligen linken Empfängertöpfe, dazu kommen Hunderte von Millionen Euro an «notleidende» Zeitungen, die selbstverständlich die Hand, die sie füttert, nicht beißen.

Eine *Washington Post* unter Chefredaktor Ben Bradlee (im Film, obercool: Jason Robards) hätte schon das Angebot als Bestechungsversuch erkannt und mit einer Geste des Ekels abgelehnt. Und wahrscheinlich hätte Bradlee die Beine vom Redaktionstisch genommen und ein Editorial darüber verfasst. Doch nur so, nur durch solche Zuwendungen und Verfälschungen, konnte das



Zerrbild einer Oppositionspartei fabriziert werden, die verdächtigt wird, den Umsturz zu planen.

Dem Vernehmen nach umfasst das Dossier, mit dem Merkmals Verfassungschef Haldenwang die Oppositionspartei aus dem Weg räumen wollte, tausend Seiten. Wer tausend Seiten braucht, hat nichts in der Hand. Unter anderem wird der Bezug des Magazins *Compact* als Verdachtsgrund vermerkt – in der DDR war es der Besitz eines Quelle-Katalogs.

Ebenso sind Kontakte zur Gruppierung zu 1 Prozent verdächtig. Ein Prozent! Wahrhaft gefährlich.

Von der Presse: nichts

Die Pointe ist: Nicht die AfD plant den «Umbau», sondern die Regierung. Ein Coup d'état zur Auflösung der Nation, der Familie, der Traditionen, hin zu einer ortlosen Globalisierung. Und die AfD muss weg, weil sie im Weg steht. Sie schlägt Alarm, weil es weder die anderen Parteien tun noch die sogenannten Qualitätsmedien. Die polizeilich kontrollierten Masken sogar in der frischen Luft sind Gehorsamsübungen.

Bei den Mitteln, mit denen die Opposition bekämpft wird, ist man ebenso wenig wählerisch, wie es damals die Nixon-Regierung war, etwa wenn die Kanzlerin im Stil einer Staatsratsvorsitzenden Wahlen annullieren lässt und eine ehemalige Stasi-Mitarbeiterin die sozialen Medien wie Facebook im Sinn der Regierung kontrolliert.

Von der Presse: nichts.

Kein Aufschrei.

Noch nicht einmal Recherchen über Rechtsbrüche der Dienste, der Regierung.

Wenn man sich auch bei unseren Medien nicht auf demokratische Wachheit verlassen kann, so doch auf den Opportunismus. Vergangenen Sonntag durfte man in der Talkshow «Anne Will» erleben, dass sich die bisher eingeschworenen Leibgardisten der Kanzlerin, die Moderatorin und ihr Gast, der *Spiegel*-Journalist Markus Feldenkirchen, in die Büsche schlugen. Anne Will rief zu Merkmals Pannen «Skandal!», und Feldenkirchen rief nach einer neuen Regierung. So schnell kann es gehen bei unseren politischen Stimmungskanonen.

Eine wichtige Rolle im Watergate-Film spielt die Quelle Woodwards, die dieser «Deep Throat» nennt, ein geheimnisvoller Mann im Trenchcoat, eine Art Whistleblower innerhalb der Regierung, der ihm bei den Treffen im Halbdunkel einer Tiefgarage Hinweise liefert.

Bei einem dieser Treffen drückt der Mann sein Missfallen am Pressewesen aus. Er sagt: «Wissen Sie, ich mag Zeitungen nicht besonders – ich habe nichts übrig für Oberflächlichkeit.»

Grillpartys gegen den Lockdown

2500 Jugendliche organisieren sich gegen die Zwangsmassnahmen. Wer steckt dahinter? Was sind die Ziele?

Nicole Ruggle

Ich möchte nicht, dass Depressionen und Suizide zum Hauptmerkmal meiner Generation werden!», sagt die siebzehnjährige Lea. Die Kantonsschülerin mit Wirtschaftsprofil ist Mitglied der Jugendbewegung «Mass-voll!», kurz «MV». Dabei handelt es sich um eine kürzlich gegründete Vereinigung von jungen Leuten, die sich gegen die Zwangsmassnahmen der Exekutive einsetzt, um ihre demokratischen und grundrechtbasierten Freiheiten zurückzuerobern.

Die Bewegung versteht sich als gewaltfrei, evidenzbasiert, politisch unabhängig und distanziert sich von Verschwörungstheorien. Schweizweit aktiv, organisiert sie Anlässe, verbindet sich mit Eltern- und Jugendorganisationen und bietet Hilfe und Beratung für Jugendliche und junge Erwachsene an. «Eine meiner Visionen für den Verein ist es, dass wir auch Demo-Aktionen organisieren, die uns Freude machen. So zum Beispiel Grillpartys statt Protestmärsche», erklärt Lea. Das positive Umfeld, das es der Jugend wieder ermögliche, soziale Kontakt zu knüpfen, sei ihr wichtig.

«Wie ein Fulltime-Job»

Lea steht nicht allein da. Unterstützt wird sie vom siebzehnköpfigen Kernteam, das von den beiden Co-Leitern Nicolas A. Rimoldi, 26, und Carla Wicki, 24, präsiert wird. Die Jungen sind untereinander gut vernetzt. Mehrmals am Tag werden Pendenzen gesammelt, besprochen, delegiert, abgearbeitet. Aufgaben und Zuständigkeiten sind klar verteilt, selten bleibt etwas länger liegen. «Bisher stützt sich der Verein auf Milizarbeit. Zukünftig werden wir aber auf Spenden angewiesen sein. Der Energie- und Arbeitsaufwand, um ein so grosses Team zu managen, ist enorm und gleicht einem Fulltime-Job», so Co-Präsident Rimoldi.

Mit dabei im Kernteam ist auch der 23-jährige Tobias Amrein. Der gelernte Landmaschinenmechaniker lässt sich derzeit zum Werkstattleiter ausbilden und ist nebenbei mitverantwortlich für die Koordination und Durchführung von Projekten für «Mass-voll!». Er will sich aktiv an der Aufklärung der Bevölkerung beteiligen,

die Eigenverantwortung der Bürger stärken und wünscht sich, dass die Verantwortlichen für die Krise zur Rechenschaft gezogen werden.

«Als ich im Februar 2020 vor einem Virus gewarnt hatte, nannte man mich einen Verschwörungstheoretiker», meint sein Kollege Jonas Bratt zustimmend. Der 24-Jährige be-

«Es schockiert mich immer mehr, wie unsere einst vom Volk gewählten Politiker mit uns umgehen.»

teilt sich am Aufbau von lokalen MV-Jugendgruppen und managt die Kommunikation in diversen Messenger-Gruppen. «Heute sage ich: Der Bund treibt die Positivitätsrate künstlich in die Höhe mit der fadenscheinigen Begründung, es würde Kosten sparen, die negativen Ergebnisse von Massentests nicht in der Statistik zu erfassen. Wir reden hier von derselben Positivitätsrate, die massgeblich als Rechtfertigung für eine Politik verwendet wird, die zu einer Verschuldung in Milliardenhöhe geführt hat.»

Der Tätowierer kann nicht verstehen, warum den politischen Entscheidungsträgern nach der ersten Welle keine bessere Lösung eingefallen sei, als wiederum mit Einschränkungen zu reagieren. «Der Sommer 2020 ist verstrichen, und nichts hat sich geändert.»

Viel Frust also unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Diese Entwicklung beobachtet auch die selbständige Lebensberaterin Michelle Bühler aus Luzern. Seit zwei Jah-



«Der Aufrüststand ist schon in allen Abteilungen zu spüren...»

ren begleitet sie in ihrer Praxis Erwachsene und Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen. Seit Beginn der Pandemie beobachtet sie eine beunruhigende Entwicklung: Immer mehr Klienten würden sie aufgrund von Depressionen, häuslicher Gewalt, Zukunftsangst und Suizidgedanken konsultieren. «Die Menschen leiden, sie haben Angst vor der ungewissen Zukunft.»

Rechnung scheint aufzugehen

Bühler appelliert an die menschliche Seite der verantwortlichen Politiker: «Wollen wir wirklich so eine Zukunft für unsere Kinder, unsere Enkel?» Sie verlangt eine sofortige Aufhebung der Zwangsmassnahmen. Die 23-jährige Aktivistin ist sich sicher, die Konsequenzen der masslosen Shutdown-Politik werden die Jüngeren auszutragen haben, deswegen setzt sie sich bei MV ein. «Es schockiert mich immer mehr, mit ansehen zu müssen, wie unsere einst vom Volk gewählten Politiker mit uns umgehen.»

Die Jugend bange um ihre berufliche Zukunft, versinke immer mehr in der Isolation und Perspektivlosigkeit und wolle endlich wieder in Freiheit leben, so liest es sich auf der Vereins-Homepage. Doch diese dient nur als erste Anlaufstelle. MV setzt stark auf moderne Kommunikationskanäle wie Twitter, Tiktok, Instagram oder den Messenger-Dienst Telegram, um die Jungen zu erreichen.

Die Rechnung scheint aufzugehen: Bis jetzt konnten nach eigener Aussage knapp 2500 Mitstreiter und Sympathisanten gewonnen werden; täglich erreichen das Kommunikationsteam neue Anfragen von Interessenten, die mitmachen wollen. «Bei uns sind alle Jungen willkommen, die sich gegen die menschenverachtenden Zwangsmassnahmen wehren. Links oder rechts, das spielt keine Rolle. Im Kernteam arbeiten Linke und Rechte harmonisch miteinander für ein gemeinsames Ziel: alle Freiheitsbeschränkungen abschaffen, sofort und bedingungslos», hält Co-Präsident Nicolas A. Rimoldi fest.

Nicole Ruggle ist Studentin und Mitglied der SVP.

BRIEF AUS DEM KONGO

Tamás Kiss



Dass es in den östlichen Provinzen der Demokratischen Republik Kongo nach wie vor brodeln wie die Lava des Vulkans Nyiragongo, wird auf einer zehntägigen Rundreise schnell klar: In Goma, der Hauptstadt Nord-Kivus, hört man von Rebellen. Wenige Tage später werden der italienische Botschafter Luca Attanasio, sein Leibwächter und sein Fahrer ermordet. Gleichzeitig flammen in anderen Gebieten Kämpfe auf.

Für die schlechte Sicherheitslage im Ostkongo verantwortlich ist eine Vielzahl rivalisierender Milizen. Dass diese überhaupt entstanden sind und seit Ende der neunziger Jahre bestehen, hängt mit der fehlenden staatlichen Autorität zusammen. Aber auch die bittere Armut und die Korruption spielen in die Situation hinein. Im Kongo gilt das Recht des Stärkeren.

Fast völlig zerstört ist in den Provinzen Nord- und Süd-Kivu die Infrastruktur. Ein Fünftel der Strassen ist asphaltiert, Schulen und ein öffentliches Gesundheitssystem sind kaum vorhanden. Viele Krankenstationen wurden während des Krieges zerstört. Ein Arzt ist für 10 000 Menschen da. Und weil sanitäre Einrichtungen und sauberes Wasser Mangelware sind, sterben viele an leicht vermeidbaren Krankheiten wie Durchfall.

Mit den höchsten Werten weist der Kongo weltweit bei der Mütter- und Säuglingssterblichkeit aus. Zudem sind viele Frauen Opfer sexualisierter Gewalt. Die Verletzung des Rechtes auf körperliche Unversehrtheit hört mit dem Sexualverbrechen oft nicht auf: Weil die Frauen stigmatisiert werden, leben sie in der Folge in grosser sozialer Unsicherheit.

Entsprechend katastrophal ist die humanitäre Situation: Weit über zehn Millionen

Kongolesen benötigen humanitäre Hilfe, fast gleich viele sind von der Nahrungsmittelknappheit betroffen. Mehr als 4,5 Millionen Menschen befinden sich auf der Flucht. Es ist die höchste Zahl in der Demokratischen Republik Kongo seit mehr als zwanzig Jahren, wie Uno-Zahlen zeigen. Zum Elend kommen die Corona-Pandemie sowie Ausbrüche von Cholera und Ebola hinzu.

Die Faktoren, die zur Verfestigung des Konflikts beitragen, sind rasch ausgemacht: Neben der Proliferation bewaffneter Gruppen, zum Teil unterstützt durch die Nachbarländer Ruanda und Uganda, sind es vor allem der Aufstieg einer Militärbourgeoisie sowie die zunehmende

Der Konflikt, der sich im dritten Jahrzehnt befindet, hat die Gesellschaft umgestaltet.

Politisierung bewaffneter Gruppen. Die wachsende Zahl der Akteure macht eine Einigung nahezu unmöglich. Oft werden heikle Dispute um die knappen Landressourcen sowie die Kontrolle des lukrativen Handels ausgetragen.

Journalisten und das Uno-Personal sprechen hinter vorgehaltener Hand immer vom Gleichen: «Es fehlt der politische Wille, gegen die Milizen vorzugehen. Der Weg, wie sich das Regime an der Macht halten kann, ist, eine Situation aufrechtzuerhalten, die es ihm erlaubt, das Riesensland weiter auszuplündern. So kann jede bewaffnete Gruppe an einen Beamten in Kinshasa gebunden sein, entweder in der Regierung oder in der Armee.»

Der Konflikt, der sich im dritten Jahrzehnt befindet, hat die Gesellschaft längst von innen umgestaltet. Ein Grossteil der Bevölkerung in den Kivu-Provinzen wurde erst nach dem Sturz von

Ex-Diktator Mobutu geboren. Eine andere Realität als einen gewissen Grad an gewaltsamen Konflikten hat sie nie gekannt. Zeiten des Friedens kennen viele kaum. Unzählige haben nie eine Schule besucht.

Seit Beginn der Kriege 1996 sollen permanent mehrere hunderttausend Menschen «an der Waffe» leben, in der Armee oder in bewaffneten Gruppen. Die Verfügbarkeit von Kämpfern und Kleinwaffen trägt zur Verbreitung von Rebellengruppen bei, die von instabilen wie tödlichen Allianzen geprägt sind. Letztlich leidet immer die Zivilbevölkerung.

Die grosse Zahl von bewaffneten Gruppen, der stark fraktionierte Sicherheitsapparat sowie die Schwäche der staatlichen Institutionen sind gewaltige Herausforderungen, deren Bewältigung noch Jahrzehnte dauern wird. Bedenklich ist auch, dass eine «neomobutistische» Regierungsführung, die mit der Militarisierung der Politik und der Fragmentierung der Autorität einhergeht, von einer gespaltenen und viel zu zögerlichen Regierungsgemeinschaft mitgetragen wird.

Um die Dynamik dieses vergessenen Konflikts zu verändern, ist es wichtig, dass die Geber das Gleichgewicht zwischen der Unterstützung der Regierung und deren Rechenschaftspflicht neu ausrichten. Gleichzeitig muss sichergestellt werden, dass die internationale Finanz- und Geschäftswelt die Macht der bestehenden Elitennetzwerke nicht weiter festigt. Für die Kongolesen geht es darum, eine Politik für die breite Öffentlichkeit zu machen – mit dem unseligen Austausch von Macht und Klientelismus zwischen den Eliten muss Schluss sein.

Tamás Kiss ist Werber und Autor des Kriminalromans «Früher im Licht», Elster & Salis.

Der amerikanische Traum lebt

Die Fantasie vom Niedergang der USA ist uralt und heute besonders populär. Es gilt Mark Twains Bonmot: «Die Nachricht von meinem Tod ist stark übertrieben».

Simon Geissbühler

Der amerikanische Westen und seine Geschichten und Heroen wie Meriwether Lewis und William Clark, Billy the Kid, Jesse James, Crazy Horse oder Johann August Sutter haben mich schon als Jugendlicher fasziniert. Seine Landschaften sind atemberaubend: Bei den verschneiten Vermilion Cliffs in der klirrenden Kälte mutterseelenallein an den Klippen über dem Colorado zu stehen, ist imponierend. Weil der Westen so gross ist, war er für Generationen auch eine grosse Projektionsfläche für Träume und Hoffnungen. Und sind die Weiten des Westens nicht geradezu eine Aufforderung zum weiten Denken und zur Offenheit?

Bei meinen Reisen durch den amerikanischen Westen fällt mir immer wieder auf, dass es dort kaum Friedhöfe mit grossen Grabsteinen gibt und fast nichts von den früheren «Frontier»-Städten zeugt. Die «Frontier» ist eine Momentaufnahme, sie verschwindet wieder, löst sich auf. Alles entzieht sich der verfestigten Ordnung und der staatlichen Kontrolle. Alles ist im Fluss. Darum brauchte es keine schmuckvollen Grabsteine, keine prachtvollen Bauten: Wer wollte schon hierher zurückkehren? Diese Dynamik, auch die lockere Akzeptanz der Vergänglichkeit, ist beeindruckend, ja für uns aus Europa bisweilen befremdend. Sie illustriert, dass Amerikanerinnen und Amerikaner offensichtlich einfacher mit der habermasschen Erwartung der Andersartigkeit der Zukunft umgingen.

Brutaler Individualismus

Der niederländische Ökonomeprofessor Arjo Klamer beschreibt die USA als eine Karawanen-Gesellschaft, die immer auf der Suche nach neuen Horizonten und Opportunitäten ist. Die meisten europäischen Länder sind demgegenüber traditionell Zitadellen-Gesellschaften: Sie ziehen sich in ihre Trutzburgen zurück, verteidigen das Erreichte. Ein wesentlicher Grund für diesen Unterschied ist, dass Amerika historisch eine Siedler- und Einwanderergesellschaft war und bis zum Ende des 19. Jahrhunderts geografisch expandierte. Die «Frontier», also



Karawanen-Mentalität: Mulberry Street in New York, um 1900.

die Speerspitze der territorialen Expansion, wurde von Landstrichen an der Ostküste Nordamerikas immer weiter nach Süden und vor allem Westen verschoben – bis sie schliesslich den Pazifik erreichte.

Die «Frontier» war mehr als eine imaginäre Linie auf der Landkarte. Sie stand für Freiheit und Pragmatismus, aber auch für Gewalt und die weitgehende Vernichtung der Ureinwohner Nordamerikas. Dort herrschte ein brutaler Individualismus, ja oft geradezu Anarchie. Die «Frontier» war weitgehend «regierungslos». Der Zentralstaat hatte weder die Ressourcen noch die Absicht, sich stark an der «Frontier» zu engagieren. Staatliche Macht infiltrierte die neubesiedelten Gebiete erst in einer späteren Phase, als die «Frontier» längst weiter im Westen lag.

Die Menschen in den «Frontier»-Gebieten waren sich selbst überlassen und mussten ihre eigene Regierung und Verwaltung «erfinden». In vielen Goldgräber-Camps zum Beispiel wurden Ad-hoc-Komitees gewählt, die die Rolle von lokalen Gesetzgebern und Gerichten übernahmen. Im Westen entstanden so vielerorts rudimentär demokratische Regierungsformen von unten. Zudem galt in den westlichen Bundesstaaten der USA fast überall sofort das allgemeine Wahlrecht für Männer. Auch die direkte Demokratie in Amerika hatte nicht zufälligerweise im Westen ihren Ursprung. Die «Frontier» zwang die Menschen zum Handeln statt zum Philosophieren, also dazu, Land urbar zu machen, Unterkünfte zu bauen, Essen zu beschaffen. An der «Frontier» gab es keine Zeit für das Theoretische. Wohl

daher hat Amerika nie Gefallen gefunden an Kommunismus, Faschismus oder anderen Utopien. Die «Frontier» prägte die Menschen, die pragmatisch sein mussten, jeder Autorität misstrauten und sich als ihres eigenen Glückes Schmied bewährten. Die amerikanische «Frontier»-Mentalität ging Hand in Hand mit der Überzeugung, dass Versagen nichts Schlechtes sei. Wer scheitert, steht wieder auf, zieht weiter, versucht etwas Neues.

Eine Studie eines Autorenteam um den Ökonomen Samuel Bazzi zeigt, dass die «Frontier»-Erfahrung bis heute nachwirkt. Die «Frontier» prägt die USA im Vergleich zu allen europäischen Ländern, die keine analoge Erfahrung kannten. Aber auch innerhalb der USA selbst zeigt sich ein bleibender Effekt der «Frontier» auf Einstellungen und Verhaltensmuster. Menschen, die dort leben, wo die «Frontier»-Erfahrung besonders ausgeprägt war, haben noch heute individualistischere Einstellungen und sprechen sich eher für einen schlanken Staat aus als jene, die in «Frontier»-fernen Gegenden der USA zu Hause sind.

Nach oben gearbeitet

Mit dem Ende der territorialen Expansion im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts ging die lange «Frontier»-Phase der amerikanischen Geschichte zu Ende. Doch die «Frontier» ist nicht verschwunden, sie hat nur ihre Gestalt verändert. Sie ist nicht mehr territorial, sondern mental, in den Köpfen der Menschen. Sie manifestiert sich in innovativen Unternehmen, Forschungslabors und Start-ups. Die USA sind hier noch immer führend. Sie erbringen rund ein Drittel der globalen Innovationsleistung. Über 40 Prozent aller Nobelpreise gingen bis heute an Amerikanerinnen und Amerikaner. Gemäss dem «Technology and Innovation Report 2021» der Uno-Konferenz für Handel und Entwicklung (Unctad) ist kein Land der Welt besser auf neue Technologien vorbereitet als die USA (2. Rang: Schweiz).

Aber die amerikanische Karawane hat sich verlangsamt. Einerseits hat die geografische Mobilität nachgelassen. Während zwischen 1947 und 1985 jedes Jahr rund 20 Prozent der US-Bevölkerung umzogen, sind es heute nur

Die Mehrheit hat weder Zeit noch Lust, sich in den Parallelwelten von Twitter zu streiten.

noch 10 Prozent. Während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfuhr die US-Gesellschaft einen kontinuierlichen breiten Aufwärtsschub: Tellerwäscherkarrieren waren keine Ausnahme. Alexis de Tocqueville (1805–1859) stellte fest, in Amerika seien auch die meisten reichen Männer arm geboren worden und hätten sich nach oben gearbeitet. Diese tra-

ditionell hohe soziale Mobilität schwächte sich in den USA indes in den letzten Jahrzehnten ab. Auch im internationalen Vergleich ist sie in den USA mittlerweile im besten Fall noch durchschnittlich.

Historisch stimmt es, dass die USA ein «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» waren. Nur haben sich diese Möglichkeiten in den letzten Jahrzehnten verengt. Die Gräben zwischen den politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Zentren an der Ost- und Westküste und dem Rest des Landes, despektierlich «flyover country» genannt, haben sich vertieft. Wer heute als Kind im heruntergekommenen, Opioid-verseuchten Littleton in den Hügeln West Virginias, dem ärmsten Dorf im zweitärmsten Gliedstaat der USA, oder in der Innenstadt von St. Louis mit einer exorbitanten Mordrate geboren wird, hat wenig Perspektiven auf ein besseres Leben.

Auch etwas anderes hat sich verändert: Als ich Mitte der neunziger Jahre ein Jahr lang in den USA studierte, hat mich die Lust an der Debatte und am Austesten von auf den ersten Blick absurden Ideen fasziniert und inspiriert. Ich spürte noch wenig vom «Closing of the American Mind», das der Philosoph Allan Bloom schon 1987 diagnostiziert hatte. Diese «Frontier»-Mentalität im Denken, der Wettbewerb der Ideen, die Freiheit, Überliefertes in Frage zu stellen, und die intellektuelle Neugier sind heute unter Druck. Sie sind jedoch Voraussetzungen für Innovation und wirtschaftlichen Erfolg.

An amerikanischen Universitäten, aber auch in den Medien, ja sogar im öffentlichen Raum gibt es zunehmend Sprech- und Denkverbote. Menschen, die nicht genehme Meinungen vertreten oder schon nur ein «falsches» Wort sagen, werden «gelöscht». Die Historikerin Izabella Tabarovsky stellt Parallelen zwischen der sowjetischen Praxis der kollektiven Hetze gegen Unerwünschte und deren unerwünschte Meinungen und den heutigen Entwicklungen in den USA fest. Antiaufklärerische Glaubensbekenntnisse und Verschwörungstheorien verdrängen mehr und mehr den lust- und respektvollen Wettstreit der Ideen – und dies gilt für die Linke wie für die Rechte. Diese Polarisierung und Tribalisierung wird durch die sozialen Medien potenziert. Das «Unterbinden einer Erörterung» ist – wie schon John Stuart Mill (1806–1873) schrieb – «eine Anmassung von Unfehlbarkeit» und gereicht der Freiheit, der Demokratie und der Innovation zum Nachteil.

Die «Löschkultur» zerstört – wie über 150 zu meist linke Intellektuelle in einem offenen Brief im Juli 2020 hervorgehoben haben – jeden Raum für Gedankenexperimente, Risiken und Fehler. Dieser Trend bringt die «Frontier»-Mentalität in den Köpfen der Menschen zum Stillstand.

Einheit in der Vielfalt

Aber die USA sind nicht am Ende. Es gab in der amerikanischen Geschichte immer wieder Phasen der extremen Polarisierung – man denke nur an den Amerikanischen Bürgerkrieg oder die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die amerikanische Gesellschaft hat sich wiederholt widerstandsfähig gezeigt und Phasen des Pessimismus überwunden. Bisweilen brauchte es eine Tragödie, um den Amerikanerinnen und Amerikanern den Wert der amerikanischen Idee von Freiheit, Demokratie und Gleichheit in Erinnerung zu rufen. Und nur eine Minderheit in Amerika ist hyperpolitisiert. Die Mehrheit hat weder Zeit noch Lust, sich stundenlang in den Parallelwelten von Twitter zu streiten. Sie interessiert sich nicht besonders für Politik und hat andere Probleme und andere Lebensinhalte.

Die Fantasien vom Niedergang der USA gibt es seit 1776. Die Ansicht, dass der Fall der USA unmittelbar bevorsteht oder sogar schon begonnen hat, ist populär wie eh und je. Sie wird durch stetige Wiederholung aber nicht wahrer. Auch hier gilt das Bonmot von Mark Twain: «Die Nachricht von meinem Tod ist stark übertrieben». Tatsache bleibt, dass die USA lediglich rund 4 Prozent der Weltbevölkerung stellen, indes 25 Prozent des weltweiten Wohlstandes akkumulieren. Unter den hundert Unternehmen mit dem grössten Marktwert weltweit befinden sich über fünfzig US-Firmen. Rund ein Drittel der hundert weltbesten Universitäten sind in den USA. Falls es den USA gelingt, die Karawanen- und «Frontier»-Mentalität zu beleben und Chancengleichheit, Freiheit, Einheit in der Vielfalt und Ideenvielfalt wieder als Stärken zu begreifen, gibt es keinen Grund, daran zu zweifeln, dass sie auch diesmal auf die Erfolgsspur zurückfinden.

Simon Geissbühler ist promovierter Politologe und Diplomat. In seiner Freizeit forscht und publiziert er zu historischen und politischen Themen. Er vertritt hier seine persönliche Meinung.

Der Essay basiert auf Geissbühlers Buch «Amerika. Die politische Idee», das in diesen Tagen im Stämpfli-Verlag erschienen ist.



Aufforderung zum weiten Denken: Autor Geissbühler.

Deutschlands Corona-Wikinger

Er verhängte als erster einen Lockdown, nun verlangt er Lockerungen: Rostocks dänischer Bürgermeister Claus Madsen wird zum Volkshelden.

Wolfgang Koydl

Er ist Deutschlands populärster Dänemark-Import, seit Mitte in den 60er Jahren mit dem Schlager «Ich will «nen Cowboy als Mann» die Charts stürmte. So bewundert wird er inzwischen, dass manche sich wünschten, er würde eine größere Bühne bespielen als nur die kommunalpolitische – in seinem Bundesland etwa oder gar im Bund. Dabei hat er noch nicht einmal den deutschen Pass.

Doch Claus Ruhe Madsen fühlt sich seiner Stadt verpflichtet: Im September 2019 wurde er zum Bürgermeister der Ostseehafenstadt Rostock gewählt – der erste ausländische Stadtchef in Deutschland. Ein gutes Vierteljahr später brach Corona aus, und seitdem ist nicht nur in Rostock nichts mehr, wie es einmal war.

Madsen, der bislang nur ein Unternehmen mit hundert Mitarbeitern aber keine 210 000-Einwohner-Stadt geführt hatte, sah sich mit einer Krise konfrontiert, wie sie die Welt noch nie erlebt hatte. Aber der Politneuling schien von Anfang an alles richtig zu machen: Seit Beginn der Pandemie gab es in Rostock nur knapp zwei Dutzend Corona-Tote, und der Inzidenzwert liegt heute bei 21,5 – dreimal tiefer als die entsprechende Zahl für ganz Deutschland.

«Dänen sind pragmatische Menschen»

Wohl niemand hätte erwartet, dass der Däne einmal eine deutsche Hansestadt führen würde, am wenigsten wohl er selbst. Mit 20 war Madsen für ein Auslandsjahr ins Ruhrgebiet gegangen, nachdem ihm sein Vater seinen ersten Berufswunsch ausgedrückt hatte. Eigentlich wollte er der Königin in der Leibgarde dienen. Die Statur hätte er: Mit Gardemass und beeindruckendem Hipster-Bart wirkt er wie ein freundlicher Wikinger. Vielleicht benannte er ja deshalb sein Möbelhaus, das er mit 26 gründete, nach den Nordmännern.

Für Madsens Erfolg sprechen mehrere Gründe. Da ist einmal der Mann selbst. Dass Ruhe sein zweiter Name ist, kann kein Zufall sein, denn der 49-Jährige ruht in sich selbst. Er scheint



Zuversicht statt Angst: Stadtchef Madsen.

unerschütterlich zu sein, Panik ist für ihn ein Fremdwort. Zum zweiten benutzt er seinen Verstand. Das darf man zwar von jedem Politiker erwarten, aber ein Berufspolitiker ist der Bürgermeister eben nicht: Er gehört keiner Partei an und hat auch nicht vor, sich einer politischen Gruppe anzuschließen.

Vor allem aber tat er als Nicht-Deutscher etwas, was seinen neuen Landsleuten erfahrungsgemäss schwerfällt – er schaute über die Grenzen, ob andere Länder nicht vielleicht auch eine gute Idee haben. Zu Beginn der Pandemie blickte er daher nicht nur nach Berlin. Dort spielte man die Bedeutung von Masken oder des Virus herunter. Als Däne informierte sich Madsen stattdessen auch in seiner Heimat. Dort aber verhängte Premierministerin Mette Frederiksen einen Lockdown.

«Dänen sind pragmatische Menschen, die nicht zu Panik neigen», erinnerte er sich später. Wenn sie also eine derart drakonische Massnahme anordneten, musste die Lage ernst sein. Am nächsten Tag fuhr er ins Rathaus und teilte dem entsetzten Krisenstab mit, dass das öffentliche Leben in der Stadt heruntergefahren werden müsse – sofort. Ein Konzert am Folgetag, für das 5000 Karten verkauft worden waren, sagte er ab.

Zu diesem Zeitpunkt gab es in Rostock vier

Corona-Infizierte, und Madsen machte sich nicht viele Freunde. Heute danken ihm die Mitbürger, dass er gegen den Strom schwamm und nicht auf die Erklärungen von Gesundheitsminister Jens Spahn und der Gesundheitsbehörde Robert-Koch-Institut hörte. So liess er von Anfang an gegen den Rat aus Berlin jeden testen, und nicht nur Personen mit Symptomen – was heute endlich auch anderswo als der Weisheit letzter Schluss gilt. Daher, so Madsen, sei es dem Rostocker Gesundheitsamt gelungen, zu jedem Zeitpunkt jede Ansteckung nachzuvollziehen.

Schlüsselbegriff Vertrauen

Auch heute fährt er wieder seinen eigenen Kurs und setzt sich vehement für Lockerungen des seit vier Monaten bestehenden Lockdowns ein – mit intelligenten Massnahmen: «Lasst dieses intelligente Land schlauer sein als das Virus.» Dazu gehören eine App, die Einkaufen ermöglicht, flächendeckende Tests, und einen längeren Zeitraum zwischen erster und zweiter Impfung: «Ich möchte möglichst vielen einen Schutz von 70 Prozent geben, als wenigen einen Schutz von 97 Prozent.»

Vor allem aber müsse man «endlich den Menschen in den Fokus rücken», anstatt blind Zahlen zu folgen: «Wir bekämpfen den Menschen, nicht das Virus.» Und er will Zuversicht statt Angst: «Ich möchte wieder Freude ermöglichen», sagte er und kündigte an, noch im März alle bereits zweimal Geimpften aus Pflege- und Altenheimen zu Konzerten einzuladen. Denn «in Kultur, Kunst und Sport steckt viel Gesundheit drin».

Der Schlüsselbegriff in Madsens Denken heisst «Vertrauen». «Meine Bürger verstehen es sehr gut auf sich selbst aufzupassen», lobt er die Rostocker und deutet damit an, dass man dieses Vertrauen ebenso allen Deutschen geben könnte.

Genau daran fehlt es aber derzeit, weshalb eben ganz Vorwitzige trällern: «Ich will «nen Dänen als Kanzler.» Weltfremd, aber man wird ja noch träumen dürfen.

Schicker Placebo-Effekt

Wer die jüngsten Weltrekorde im Laufsport auf Materialvorteile reduziert, lässt wichtige Faktoren ausser Acht.

Markus Ryffel

Der Kenianer Eliud Kipchoge lief im Oktober 2019 in Wien mit dem angeblichen Nike-Wunderschuh Nike Vaporfly als erster Mensch den Marathon unter zwei Stunden. Zweieinhalb Jahre zuvor war er beim gleichen Unterfangen in Monza noch knapp gescheitert. Seither hängt die Materialthematik wie eine Dunstglocke über der Leichtathletik – erst recht, seit der US-Konzern seine Bemühungen auch auf die Bahn verlagert hat. Es wird behauptet, durch die angeblich revolutionäre Technik liessen sich Zeiten unterschiedlicher Epochen nicht mehr miteinander vergleichen.

An dieser Stelle muss ich ganz klar relativieren. Entwicklungen im Materialbereich gab es schon immer. Der Laufschuh ist wohl neben dem Formel-1-Auto das besterforschte Fortbewegungsmittel. Blickt man in der Geschichte zurück, kann man den Äthiopier Abebe Bikila als Beispiel nehmen. Er gewann an den Olympischen Spielen 1960 in Rom den Marathon in 2:15:16; barfuss. Vier Jahre später wiederholte er seinen Erfolg in Tokio in einer um über drei Minuten schnelleren Zeit (2:12:11); mit Laufschuhen. 1964 in Tokio wurde an Olympia das letzte Mal auf einer Aschenbahn gerannt. Vier Jahre später wechselte man in Mexico City auf Kunststoff – in Verbindung mit der Höhenlage ergaben sich Rahmenbedingungen, die zu einem wahren Leistungsexploit und siebzehn Weltrekorden führten.

Ich bin überzeugt, dass Nike mit den neuen Schuhen hervorragende Arbeit geleistet hat. Doch es existiert bis heute keine methodisch standardisierte Studie (weder über zehn Kilometer noch über den Halbmarathon oder den Marathon), die den Schuh für die Leistungssteigerung verantwortlich macht. Dies gilt auch für die Spikes. Ob diese wirklich mehr Antriebskraft geben, ist nicht bewiesen. Dass mit Julien Wanders der aktuell beste Schweizer Langstreckenläufer von Nike zu einem anderen Ausrüster wechselt, zeigt, dass die Konkurrenz gleichwertige Produkte liefern kann.

Auch wer die Weltrekorde des Uganders Joshua Cheptegei über 5000 Meter und 10 000

Meter in erster Linie auf den Materialvorteil reduziert, klammert gewisse Fakten aus. Cheptegei wurde 2014 und 2015 Junioren-Weltmeister, gewann 2018 den WM-Titel im Crosslauf und 2019 denjenigen über zehn Kilometer. Für ihn gilt das Gleiche wie für Kipchoge: Er gehört zur Kategorie der Ausnahmekönner, die aufgrund ihrer Physis und der mentalen Stärke den Gegnern oft einen Schritt voraus sind.

Schaue ich mir die Leistungsentwicklung der vergangenen Jahre genauer an, erkenne ich drei Hauptgründe für die immer besseren Zeiten. Am wichtigsten ist zweifellos die optimierte Trainingslehre. Sie wird mittlerweile auch in Afrika umgesetzt und trägt dazu bei, dass die afrikanischen Läufer noch besser konditioniert und (auch mental) kompletter vorbereitet sind und ihr Potenzial noch effizienter ausschöpfen können.

Punkt zwei ist die Dosierung der Kräfte. Kipchoge bestreitet pro Jahr durchschnittlich fünf Rennen. Zu meiner Zeit lief der Ausnahmeläufer Henry Rono fast wie ein Perpetuum mobile. 1978 beispielsweise fügte ich ihm in seinem 28. Rennen die erste Niederlage zu. Ein gutes Beispiel liefert auch der norwegische 400-Meter-Hürden-Spezialist Karsten Warholm. In den Jahren 2018 und 2019 ging er jeweils rund zwanzig Mal an den Start. 2020 absolvierte er dagegen – auch bedingt durch die Pandemie – nur neun Wettkämpfe. Sieben Mal blieb er dabei unter 48 Sekunden, lief mit 46:87 Europarekord und verpasste den Weltrekord nur um neun



Hundertstelsekunden. Das beweist: Wer weniger läuft, ist in den einzelnen Rennen automatisch schneller. Last, but not least besteht zweifellos ein Placeboeffekt. Denn wer wirklich glaubt, dass er in einem speziellen Produkt schneller laufen kann, kommt nicht selten tatsächlich früher ins Ziel. Das habe ich selber oft erlebt.

Überrundet vom Marketing

In der öffentlichen Wahrnehmung ist aber ein anderer Aspekt noch wichtiger. Nike hat in den vergangenen Jahren vor allem die Kunst der Vermarktung perfektioniert. Das Unternehmen setzt seinen Schuh derart gut in Szene, dass alle darüber sprechen und berichten. Dass Nike aber auch den Grossteil der besten Athleten unter Vertrag hat, die vermutlich auch in anderen Produkten der Konkurrenz enteilen würden, wird ausgeblendet. Kommt dazu, dass Nike das Angebot verknappt. Ist ein Schuhmodell nur schwer erhältlich, steigt seine Strahlkraft automatisch. Cleverer kann man ein Produkt nicht vermarkten.

Ich bin in meinem Leben schon über 200 000 Kilometer gelaufen und befinde mich in der privilegierten Situation, alle Modelle ausprobieren zu können. Und ich kann Ihnen versichern: Den wirklichen Schnellmacher für den Hobbyläufer gibt es nicht. Denn um das Potenzial des besagten Nike-Schuhs optimal auszunutzen zu können, muss man in einem Halbmarathon 21 000 Schritte über den Mittelfuss laufen. Und dies schafft kaum ein Hobbyläufer.

Überhaupt funktioniert die Materialentwicklung in Zyklen. 2008 beispielsweise verbesserte Haile Gebrselassie in Berlin den Marathon-Weltrekord auf 2:03:59. Damals eine Fabelzeit – gelaufen im neuen Modell Adidas Boost. Die Konkurrenz schrie auf – und befürchtete eine ungleiche Chancenverteilung. Doch schon bald beruhigte sich die Lage wieder. Falls dies beim Nike-Schuh nicht so sein wird, hat dies vor allem einen Grund: Die Marketingabteilung des US-Konzerns hat die Gegner überrundet.

Aufgezeichnet von Thomas Renggli

Chinas strahlende Zukunft

Während die Kernenergie im Westen stagniert, haben die Chinesen nach Fukushima ihre nukleare Produktion verfünffacht. Das ist erst der Anfang.

Alex Baur

In China wurde der 30. Januar 2021 als historischer Tag gefeiert: Mit Hualong One ging in Fuqing erstmals ein modernes ziviles Atomkraftwerk ans Netz, das vollständig im Reich der Mitte entwickelt und hergestellt wurde. Der 1000-MWe-Druckwasserreaktor wurde in knapp fünf Jahren gebaut. Acht weitere Anlagen befinden sich im Bau. Auch der Export ist schon angerollt. Pakistan hat bereits fünf Hualong-One-Reaktoren geordert; mit der Türkei, Argentinien und Südafrika laufen Verhandlungen.

Die Bezeichnung «Eigenbau» mag aus westlicher Sicht etwas übertrieben sein. Hualong One weist grosse Ähnlichkeiten mit französischen, russischen und amerikanischen Kernkraftwerken der neusten Generation III+ auf. Das ist kein Zufall. Die Weltmarktführer Areva (Frankreich), Rosatom (Russland) und Westinghouse (USA) haben in China über ein Dutzend ihrer modernsten Kernkraftwerke gebaut. Das machen die Chinesen nun selber.

Kernschmelze praktisch ausgeschlossen

Der chinesische Staat, der sich immer als Partner beteiligte, ging nach einem bewährten Muster vor: Das erste Werk liess er von den Fremden bauen, das zweite wurde in Lizenz erstellt, beim dritten führten Chinesen selbst die Regie. Bei der Entwicklung von Hualong One nahm man von jedem, was sich am besten bewährt hatte, änderte es leicht ab – und erklärte das Produkt zur Eigenentwicklung.

Hualong One ist in seiner Leistung und Bauart vergleichbar mit dem Schweizer KKW Gösgen, allerdings auf dem neusten Stand der Technik. Das betrifft vor allem die sogenannte passive Sicherheit: Schutzmechanismen, die bei einem schweren Störfall aufgrund von physikalischen Naturgesetzen ohne Einwirkung von aussen aktiv werden. Eine Kernschmelze, welche die Reaktoren von Fukushima Daiichi zerstörte, kann praktisch ausgeschlossen werden. Und selbst wenn es zum «grössten anzunehmenden Unfall» (GAU) käme, wäre ein Austritt von radioaktivem Material durch das Mehrfach-Containment an der Grenze des Unmöglichen.

Speziell ist sodann, dass Hualong One gemäss Eigenwerbung für einen «extremen Lastfolgebetrieb» ausgelegt ist. Das heisst: Anders als bei alten Bauarten kann die Leistung der Nachfrage angepasst werden. Fast unschlagbar ist der Preis. Zwar legen die Chinesen ihre Rechnungen nicht offen, doch die Fachwelt geht von 2,5 Milliarden Dollar für 1000 Megawatt Leistung aus. Das entspricht etwa einem Viertel von dem, was in Europa heute für den Neubau eines Kernkraftwerks gerechnet wird. Mit der Serienproduktion dürften diese Kosten sogar noch sinken.

Die Chinesen stiegen erst um die Jahrtausendwende im grösseren Stil in die zivile Nutzung der Kernenergie ein. Sie setzten dabei auf alle denkbaren Optionen, schnelle Brüter, modulare Kleinkraftwerke oder den kanadischen Candu-Schwerwasserreaktor inklusive. Richtig losgelegt haben sie allerdings erst vor zehn Jahren – also just zu dem Zeitpunkt, als nach der Kernschmelze von Fukushima die Atomprogramme weltweit ins Stocken gerieten und vereinzelte Länder wie die Schweiz und Deutschland sogar den Ausstieg aus der Kernenergie verkündeten.

Seit 2011 hat China die jährliche Atomstromproduktion von rund 7 auf 35 Terawattstunden (TWh) hochgepumpt. Das entspricht einer Verfünffachung in nur zehn Jahren. Noch deckt die Kernenergie in China bloss 5 Prozent des Strombedarfs. Doch bis 2035 soll die Produktion noch einmal vervierfacht werden. Und bis zum Jahr 2060 will die chinesische Regierung völlig aus der Kohle aussteigen, welche heute den Löwenanteil der Stromnachfrage deckt. Mit der Kernenergie allein wird man das kaum schaffen – doch ohne sie wird man es sicher nicht schaffen.

Anders als die Planspiele der westlichen Energiewender haben sich jene der Chinesen bislang bewährt. Und sie sind bezahlbar. China verschafft sich mit der günstigen, steuerbaren und praktisch CO₂-freien Kernenergie einen enormen Wettbewerbsvorteil. Da der Brennstoffpreis bei Atomkraftwerken keine grosse Rolle spielt und Uran auch im eigenen Land gewonnen werden kann, wird China damit auch

unabhängig von Öl- und Gasimporten und den volatilen Weltmarktpreisen.

Surreale Auflagen

Weltweit ist die Kernenergie nach wie vor im Vormarsch. Aufstrebende Industrienationen wie Indien und Pakistan haben ihre nukleare Kapazität seit Fukushima verdoppelt und treiben den Ausbau weiter voran. Sogar die Ukraine hat ihr Atomprogramm, unbeeindruckt von der Tschernobyl-Katastrophe, seit 1986 massiv ausgebaut und denkt nicht an einen Ausstieg. Noch steht Russland, das seine nukleare Produktion seit der Jahrtausendwende verdoppelt hat, in Bezug auf die Innovation an der Weltspitze. Insbesondere bezüglich der Brütertechnologie, welche die langlebigen strahlenden Abfälle aus der Welt schafft, aber auch bei mobilen Kleinreaktoren sind die Russen Weltmarkt-Leader.

Doch keines der erwähnten Länder hat eine Dynamik entwickelt, die mit der von China vergleichbar wäre. Das wird fassbar, wenn man China mit Europa vergleicht. Auch in Frankreich (Flamanville) und Finnland (Olkiluoto) wird seit über einem Jahrzehnt an einem modernen Kernreaktor der Generation III+ (Euro-

Grünes Prestige mag der Seele guttun, doch Strom lässt sich damit nicht produzieren.

pean Pressurized Reactor, EPR) gewerkelt. In China wurden zwei Kraftwerke mit exakt diesem EPR-Reaktor, den die Europäer auf dem eigenen Territorium bis heute nicht in Betrieb nehmen konnten, 2018 fertiggestellt. Sie liefern seither zuverlässig praktisch CO₂-freien Strom.

Das Problem liegt bei den surrealen Auflagen, welche den Bau eines Kernkraftwerks in Europa um Jahrzehnte verzögern und zu einem finanziellen Abenteuer gemacht haben. Illustrativ ist in dieser Hinsicht auch Japan, das zwar weiter an der Kernenergie festhält und auch neue Reaktoren baut. Nach der Kernschmelze von Fukushima wurden allerdings sämtliche Anlagen heruntergefahren und strengen



Gunst der Stunde: Hualong-One-Kernkraftwerk in Fuqing.

Zertifizierungen unterzogen. 18 der 33 an sich funktionstüchtigen Reaktoren stehen aus diesem Grund zehn Jahre danach immer noch still.

Der Anteil der Kernenergie am Strom sank in Japan derweil von 30 auf 7 Prozent. Die Lücke wurde durch zusätzliche Importe von Kohle, Öl und Gas im Wert von jährlich 30 bis 50 Milliarden Dollar gefüllt. Die Kosten für die Brennstoffimporte überstiegen schon nach wenigen Jahren den ebenfalls gigantischen Schaden der Kernschmelze. Der Rückfall ins fossile Zeitalter ist aber nicht nur schlecht fürs Klima. Die Luftverschmutzung ist, nüchtern betrachtet, eine viel grössere Belastung für die Gesundheit der Bevölkerung als der nukleare Fallout von Fukushima, der gemäss der Uno-Strahlenschutzbehörde UNSCEAR keinen einzigen Menschen ernsthaft verletzt oder gar getötet hat.

Das chinesische Atomprogramm steht emblematisch für den atemberaubenden Aufstieg einer erfolgshungrigen Nation an die Weltspitze. So wie Tschernobyl die Selbstauflösung des morschen Sowjetregimes einläutete, könnte Fukushima zum Symbol des Untergangs westlicher Dominanz werden. Beide Nuklearkatastrophen förderten ein haarsträubendes Systemversagen zutage. In beiden Fällen waren die Schwächen der Anlagen hinlänglich bekannt. Die schwerfällige Bürokratie wusste um die Gefahren, doch sie war ausserstande, sie aus der Welt zu schaffen.

Wie in Tschernobyl hat die zu einem grossen Teil unnötige Evakuierung der Bevölkerung auch in Fukushima mehr menschliches Leid verursacht als die Reaktorkatastrophe an sich und die damit verbundene Strahlung. Der materielle Schaden beider Katastrophen ging zwar in die Milliarden. Doch die gravierendsten Folgen für die Volkswirtschaft lassen sich nur schwer in Zahlen messen. Energie ist der Schlüssel zu jeder industriellen Entwicklung.

Fukushima versetzte Japan in eine Art Schockstarre. Die aufstrebende Weltmacht China sprang in diese Lücke. 2011 erwirtschafteten 120 Millionen Japaner noch fast dasselbe Bruttoinlandprodukt wie zwölfmal mehr Chinesen. Zehn Jahre später haben die Japaner über 10 Prozent ihrer Wirtschaftsleistung eingebüsst, während die Chinesen diese mehr als verdoppelt haben. Den Rang als führende Industrie- und Exportnation Asiens hatte China seinem Nachbarn schon früher abgelaufen. Während China weiter davonzieht, kämpft Japan um die Wahrung des Erreichten.

Die Strahlenangst nach Fukushima hat das Prestige von Wind, Sonne und Biomasse als Energieträger in sagenhafte Sphären katapultiert. Kaum hatte sich die radioaktive Wolke über Japan verzogen, legte die deutsche Regierung sieben Kernkraftwerke sofort still und verfügte die Abschaltung der neun verbliebenen Meiler bis 2022. Spanien, Belgien und die Schweiz zogen mit weniger verbindlichen Absichtserklärungen nach. Sie sind allerdings eine kleine Minderheit. Dagegen stehen weltweit 41 Länder, die an der Option Kernenergie festhalten. Mit gutem Grund. Denn grünes Prestige mag der Seele guttun, doch Strom lässt sich damit nicht produzieren.

Trotz Subventionen von Wind und Sonne in dreistelliger Milliardenhöhe während der letzten zwanzig Jahre konnte Deutschland seinen CO₂-Ausstoss nicht senken. Es liegt nicht am mangelnden Willen, sondern an den Gesetzen der Natur. Wind- und Solaranlagen verschlingen, gemessen am Ertrag, Unmengen an Ressourcen. Um ein einziges Kernkraftwerk der 1000-MWe-Kategorie zu ersetzen, müssten 2000 Riesenwindräder (Nabenhöhe 100 Meter) an bester Lage gebaut werden. Doch leider bläst der Wind selten dann, wann er sollte, und die Sonne

foutiert sich erst recht um unsere Wünsche und Bedürfnisse. Ökologisch und ökonomisch auch nur halbwegs sinnvolle Langzeitspeicher in der gefragten Grössenordnung sind zudem weit und breit nicht in Sicht.

Erinnerungen an Hernán Cortés

Die unkontrollierbare Einspeisung des hochsubventionierten Flutterstroms von Wind und Sonne bedroht die Stabilität der Netze zusehends und lässt die Märkte verrücktspielen. Wenn die Witterung Wind- und Solargeneratoren zu Höchstleistungen treibt, stürzen die Preise ins Bodenlose; bei Hochnebel und Windstille machen die auf Volllast ächzenden Kohle-, Öl- und Gaskraftwerke alle CO₂-Einsparungen wieder zunichte. Als Alternative winkt der Blackout. Doch eine anhaltende Strommangellage wäre nach Berechnungen des Schweizer Katastrophenschutzes eine um ein Vielfaches grössere Bedrohung für die Bevölkerung als eine Kernschmelze oder etwa eine Pandemie.

Die alternativlose Energiewende erinnert an die Alles-oder-nichts-Strategie von Hernán Cortés, der 1519 seine Schiffe niederbrannte, bevor er mit 300 Desperados und verbündeten Indianervölkern die Azteken-Metropole Tenochtitlán stürmte. Im Fall eines Scheiterns war der eigene Untergang eingeplant. Die Chinesen halten sich derweil alle Optionen offen und nutzen die Gunst der Stunde, um die Führung bei der Kernenergie an sich zu reißen. Ein Klimaabkommen liegt zusehends auch in ihrem Interesse. Neben dem Wasser ist die Kernspaltung die einzige Stromquelle, die sich bislang als Alternative zu den fossilen Energieträgern im grossen Stil bewährt hat.

Lesen Sie auf der nächsten Seite:
«Fukushima in den Alpen»

Fukushima in den Alpen

In vielen Gegenden ist die Strahlung höher als in der Sperrzone von Fukushima. Das Problem sind die viel zu tiefen Grenzwerte.

Walter Rüegg

Ob etwas giftig oder gar gesund ist, hängt bekanntlich von der Dosis ab. Bei radioaktiven Strahlen wird diese Dosis in Sievert (Sv) gemessen. Mehr als 5 Sv auf einen Schlag sind tödlich. Bei kleinen Dosen ist die Wirkung nicht so klar. Als Grundlage dienen nach wie vor die Untersuchungen der Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki. Ab einer einmaligen Dosis von 0,1 bis 0,2 Sv zeigen sich erste Langzeiteffekte, die Krebsrate im Alter steigt um 1 Prozent. Ab rund 1 Sv leidet man unter der Strahlenkrankheit, mit Symptomen ähnlich wie bei einer Chemotherapie. Insgesamt dürften die Atombomben eine Zunahme der Krebsfälle um bis zu 3 Prozent bewirkt haben.

Was heisst das in Bezug auf Fukushima? Strahlenwerte wie in Nagasaki und Hiroshima wurden im Umfeld der Unglücksreaktoren bei weitem nie erreicht. Was hier Sorge bereitet, ist die Strahlung, die kumuliert, über eine längere Zeitspanne verteilt, im Körper aufgenommen wird. Der Effekt ist auf jeden Fall wesentlich kleiner – wie viel kleiner, wissen wir nicht genau.

Doch es ist eine Tatsache, dass beispielsweise die Bewohner des berühmten Kurortes Ramsar im Iran sich einer völlig normalen Gesundheit erfreuen, obwohl der an Natururan und Radium reiche Boden sie von der Wiege bis zur Bahre permanent bestrahlt. Über ihr ganzes Leben sind sie einer Dosis von insgesamt oft weit über 5 Sv (der tödlichen Schockdosis also) ausgesetzt. Trotz oder womöglich gerade wegen der Strahlung hat der Ruf von Ramsar als Kurort nie gelitten.

Blankoscheck

Ähnlich ist es in den Schweizer Alpen. Auch hier lagert viel Uran, besonders im Granit. Je nach Gegend kann die Lebensdosis zwei- bis dreimal höher sein als etwa im Mittelland, mit Spitzen von bis zu 1 Sv. Die Walliser sterben deshalb nicht früher als die Basler. Wir können daraus schliessen, dass zeitlich verteilte Dosen in dieser Grössenordnung kaum Einfluss auf die Krebsrate haben. Diese wird von vielen Faktoren bestimmt: Lebensstil, Nahrung, Umwelt, Bewegung, Psyche, Alter und Gene. Die Krebsraten variieren zwischen den Regionen, doch

eine klare Korrelation mit der natürlichen Strahlung lässt sich weder in der Schweiz noch anderswo feststellen.

Bevor wir nun zu Fukushima kommen, gilt es, festzuhalten, dass es zwischen künstlicher und natürlicher Strahlung keinen Unterschied gibt (was selbst tiefgrüne Kreise akzeptieren). Gemäss dem Vorsorgeprinzip orientieren sich die Strahlenschutzbehörden weltweit trotzdem an der Hypothese, dass selbst die kleinste Dosis schädlich sein kann und deshalb vermieden werden muss. Dies erleichtert die Regulierung, ist aber auch ein Blankoscheck für willkürliche Grenzwerte und eine ausufernde Bürokratie.

So kommt es, dass der Strahlengrenzwert seit seiner ersten Bestimmung im Jahr 1936 von 0,350 Sv auf heute 0,001 Sv pro Jahr gesunken ist (was einer Lebensdosis von 0,08 Sv entspricht). Wir erinnern uns an die Alpen, wo die Lebensdosis bis zu 1 Sv betragen kann. Glücklicherweise kam bislang trotzdem niemand auf die Idee, Schweizer Bergkantone zu evakuieren.

Nach den Ereignissen in Tschernobyl hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) eine Lebensdosis von 0,35 Sv als Evakuationslimit empfohlen. Das entspricht in etwa der durchschnittlichen natürlichen Lebensdosis in der Schweiz. Inzwischen haben die Ängste vor der Strahlung aber so stark zugenommen, dass die Internationale Strahlenschutzkommission (ICRP) eine Evakuierung ab einer Lebensdosis von 0,04 Sv bis 0,06 Sv empfiehlt. Solche Dosen

sind nur ein Bruchteil der natürlichen Strahlung. Führende Fachleute haben die Evakuierungen bei solchen Mikro-Werten nicht nur als völlig unsinnig, sondern sogar als gefährlich kritisiert. Leider erfolglos.

Politische Unvernunft

Der 2011 verstorbene Professor Zbigniew Jaworowski, der ehemalige Präsident der Uno-Behörde zur Erforschung atomarer Strahlung (Unscar), warnte schon vor der Kernschmelze in Fukushima vor zu tiefen Grenzwerten. Im Nachgang zur Reaktorkatastrophe von Tschernobyl war eine grossangelegte Langzeituntersuchung unter der Schirmherrschaft der Uno 2006 zum Schluss gelangt, dass die Evakuierung von 336 000 Menschen mehr Leid angerichtet hatte als die Strahlung. Der renommierte japanische Strahlenmediziner Professor Shunichi Yamashita aus Nagasaki, der im Auftrag der WHO über zwei Jahrzehnte lang in Tschernobyl geforscht hatte, forderte 2011 eine Heraufsetzung der zulässigen Jahresdosis auf 0,1 Sv, welche eine sofortige Rückkehr der Evakuierten in die Sperrzone von Fukushima erlaubt hätte. Yamashitas Forderung scheiterte nicht an der wissenschaftlichen Plausibilität, sondern an der politischen Unvernunft.

In Fukushima umfasst die am stärksten vom radioaktiven Fallout betroffene Zone etwa hundert Quadratkilometer. Ein Bewohner dieser Zone muss mit einer mittleren Lebensdosis von rund 0,4 Sv rechnen – also weniger, als in vielen Teilen der Alpen völlig normal ist. Und nicht nur dort. Hielte man sich überall an Grenzwerte, müssten vom südindischen Kerala über den Schwarzwald bis zum brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais weltweit ganze Landstreifen zu Todeszonen erklärt werden. Nicht zu reden von Grossstädten wie Rom oder Hongkong. Die Realität ist jedoch, dass jemand, der aus der Sperrzone von Fukushima nach Tokio gezogen ist, wegen der dort herrschenden Feinstaub-Belastung eine schlechtere Lebenserwartung hat als in seiner Heimat.

Walter Rüegg war Chephysiker der Schweizer Armee.



Kampagnen-Opfer Francesco Maisano

Die Aufsichtsinstanz spricht den Zürcher Herzchirurgen von allen schweren Vorwürfen frei. In einer einmaligen Erklärung verurteilen alle Parteien den *Tages-Anzeiger*.

Christoph Mörgeli

So etwas gab's noch nie: In einer gemeinsamen Erklärung verurteilten fünf Parteien von rechts bis links im Zürcher Kantonsrat den *Tages-Anzeiger* aufs schärfste. SP, Grüne, Grünliberale, FDP und SVP/EDU stellen nicht weniger als die Redlichkeit und Sorgfalt des Blattes in Frage. Der *Tagi* habe bei der Berichterstattung über das Zürcher Herzzentrum eine «personalisierte, zunehmend einseitige Berichterstattung» betrieben und sich vom Leitenden Arzt André Plass «instrumentalisieren» lassen. Die Journalisten hätten ihre Berufspflicht gemäss Erklärung des Schweizer Presserates verletzt und sich heillos verrannt: «Wer im Tamedia-Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen», so die Parteien unisono.

Die kantonsrätliche Aufsichtskommission und eine hervorragende Recherche der *Republik* haben jüngst die Berichte der *Weltwoche* vom letzten Sommer bestätigt: Francesco Maisano, weltbekannter, innovativer Pionier der katheterbasierten Klappenchirurgie, wurde unverdient Opfer von Machtkämpfen, Intrigen und Mobbing innerhalb des Herzzentrums des Unispitals Zürich. Als Gegenspieler agierte der Kardiologe Frank Ruschitzka, der wiederum mit dem angeblichen «Whistleblower» André Plass zusammenspannte. Weil die Karriere des umstrittenen Leitenden Arztes Plass in Maisanos Klinik ins Stocken geriet, dokumentierte dieser akribisch angebliches Fehlverhalten seines Chefs und schickte seine Anklagen unter anderem an Bundesrat Alain Berset und Regierungsrätin Natalie Rickli.

Kein rechtliches Gehör gewährt

Der *Tages-Anzeiger* stellte sich vorbehaltlos in den Dienst der Denunziationen von Plass und lamentiert jetzt, weil die Aufsichtsbehörde den vollen Namen des Intriganten öffentlich mach-

te – was die *Weltwoche* schon vor Monaten getan hat. Im Fall Maisano hat der *Tagi* einmal mehr in einer beispiellosen Skandalisierungskampagne eine Persönlichkeit vorverurteilt, deren verunsicherte Vorgesetzte vor sich hergetrieben und für die Steuerzahler einen immensen Schaden angerichtet.

Heute steht fest, dass die mediale Hinrichtung den Falschen traf. Der mittlerweile vertriebene Francesco Maisano hat zu keinem Zeitpunkt das Wohl seiner Patienten gefährdet. Die Sterblichkeitsrate ist in der Zeit seines Wirkens sogar leicht gesunken. Er hat sich auch in keiner Weise bereichert. Die beanstandeten administrativen Unzulänglichkeiten gehen auf das Konto des für die Verwaltung ausdrücklich verantwortlichen Professors Michele Genoni. Geradezu ungeheuerlich ist, dass Maisano zu einem von der Spitalleitung beauf-



Machtkämpfe, Intrigen, Mobbing: Maisano.

tragten und eigenmächtig veröffentlichten Bericht eines Anwaltsbüros nicht Stellung nehmen durfte. Wenn der *Tages-Anzeiger* jetzt kommentiert, Maisano habe ja seine Meinung während der vorgängigen Befragung äussern können, ist das Niveau der Berichterstattung zur Genüge definiert.

Nicht weniger grotesk ist, wenn Francesco Maisano medial vorgeworfen wurde, dass er sich an den eigenen Erfindungen beteiligen darf. Der frühere Chef der Zürcher Herzklinik, Thomas Lüscher, nennt Maisano gegenüber der *Republik* einen «Leistungsträger», spricht von «schlechtem Journalismus» und betont, wie wichtig das Zusammenwirken von Industrie und Ärzten für den Fortschritt der Patientenbehandlung ist. Weit weniger erklärbar scheint da die finanzielle Beteiligung des «Whistleblowers» André Plass an Security-Firmen oder seine Verbindungen zum südafrikanischen Geheimdienst.

Von den 75 Empfehlungen der Aufsicht gehen fast alle an die Adresse der Spitalleitung. Nach dem Vollversagen des Spitalrates erschwert nun auch noch die Universität Zürich den Abgang von Francesco Maisano. Dem Vernehmen nach verzögert sie die Verhandlung über eine Aufhebungsvereinbarung seit Monaten, obwohl schon seit dem Weggang Maisanos beim Unispital im September 2020 für jedermann klar ist, dass er sich auch von der Universität trennen und anderswo eine neue Stelle suchen muss.

Universität uneinsichtig

Hängt die Haltung der Universität damit zusammen, dass die Leitung des Unispitals eine gewaltige Schlappe eingefahren hat? Die Zürcher Staatsanwaltschaft hat nämlich deren Strafanzeige gegen Francesco Maisano wegen angeblicher Urkundenfälschung und Datenbeschädigung eingestellt. Auch diese Vorwürfe haben sich schlicht und einfach in Luft aufgelöst.

In dieser hochnotpeinlichen Situation scheint die Universität Zürich Francesco Maisano keinen gesichtswahrenden Abgang zu gönnen. Jetzt stochert sie in der Vergangenheit herum und versucht, Maisano aus kleinen Unterlassungen einen Strick zu drehen. Diese Haltung ist umso stossender, als Maisanos Rivale Frank Ruschitzka beim wohl schwersten wissenschaftlichen Fehlverhalten in der Universitätsgeschichte weiterhin als ordentlicher Professor amtiert, als wäre nichts geschehen. Dabei hat er im vergangenen Frühjahr als Co-Autor mit einer inzwischen zurückgezogenen Covid-Publikation in der Zeitschrift *The Lancet* für einen globalen Aufbruch gesorgt, wie ihn die wissenschaftliche Welt noch nicht erlebt hat.

Doch Frank Ruschitzka musste lediglich dreissig Stunden unentgeltliche Arbeit leisten. Der Skandal wurde nie in einer Medienmitteilung angesprochen; lediglich die anfragenden Journalisten erhielten die Stellungnahme der Universität zu den einzigartigen Verfehlungen Ruschitzkas.

Lebenslüge Solidarität

Im Rennen um den Covid-Impfstoff kämpfen in der EU alle gegen alle. Auf die Zentrale ist kein Verlass. Wer Leben retten will, setzt auf die nationale Strategie.

Urs Gehriger

Letzte Woche grosser Bahnhof beim «Impfweltmeister». «Die Welt schaut mit Bewunderung auf Israel», lobt Österreichs Kanzler Kurz, dem europäischen Impf-Chaos entflohen, das Heil in Jerusalem suchend. «Kurz bricht mit EU-Versagern», titelt die *Bild*. Er hat die Nase voll vom Schlendrian bei der Impfulassung, von den Lieferengpässen aus der EU. Für die Impf-Ampullen der zweiten Generation will er nicht länger am Tropf der EU-Bürokratie hängen. Mit dabei auf der Impf-Pilgerreise: Mette Frederiksen, Dänemarks Regierungschefin, ihres Zeichens eine der progressivsten Kräfte in der Corona-Krise.

Die beiden investieren künftig gemeinsam mit Israel in eine eigene Impfstoffproduktion.

Seit Ausbruch der Pandemie erklingt aus dem EU-Hauptquartier der Solidaritäts-Sermon. Wie immer, wenn eine Krise ausbricht, lautet die Losung in Anlehnung an das deutsche Schlagwort: Am Brüsseler Wesen mag der Kontinent genesen. Bloss folgen mag dem Ruf keiner mehr.

Als im Dezember die 90-jährige Margaret Keenan im britischen Coventry als erste Europäerin den rettenden Impfstoff in den Arm gespritzt erhielt, war es endgültig vorbei mit der Einheit. Die von Brüssel verordnete Solidarität wird Tag für Tag als Lebenslüge entlarvt. Im EU-Impfkrieg kämpfen alle gegen alle.

Um sich das knappe Überlebenselixier zu ergattern, ist inzwischen eine breite Fluchtbewegung aus dem Brüsseler Korsett entbrannt. Die Slowaken shoppen bei den Russen. Die Tschechen schwören auf chinesischen Stoff. Polens Präsident Duda sichert sich zwei Millionen Ampullen am direkten Draht mit Chinas Kaiser. Und Ungarn hausiert – doppelt genäht hält besser – sowohl in Moskau als auch in Peking und besorgt sich zwei Millionen Dosen russischen Sputnik-V-Impfstoff und fünf Millionen Ampullen chinesisches Sinopharm-Vakzin. Beide Impfstoffe sind in der EU bisher nicht zugelassen. Sei's drum. Dosen her, egal woher, lautet die Losung der Stunde. Putin und Xi, die man in Brüssel gerne Diktatoren schimpft, werden zu Rettern in der Not. Eine Not, die von der EU selbst verursacht wurde.

Wie jedes Drama durchlief die Chronik des europäischen Scheiterns fünf Akte: Schlendrian, Besserwisseri, Schuldzuweisung, Diffamierung und Rückkehr zum Nationalismus.

Der rote Faden in dem Trauerstück ist der Brüsseler Hochmut. «Es gibt vieles, was bei der Impfstrategie der Europäischen Kommission falsch gelaufen ist. Aber vor allem war da die Selbstgefälligkeit», schreibt der ehemalige portugiesische Europaminister Bruno Maçães im Online-Portal UnHerd.

1. Maçães erinnert an den verschlafenen Sommer 2020. In Europa herrschte selbstgefällige Zuversicht. Man fühlte sich erhaben beim Blick über den Atlantik, wo die USA durch angeblich stümperhaftes Verhalten der Regierung in einer Todesspirale drehten. In Europa hingegen schien unter der Sommersonne die Pandemie am Abklingen. Man müsse bloss politisch geschickt taktieren, war man überzeugt. Zwar würde der Impfstoff letztlich helfen, das Problem in den Griff zu kriegen. Aber Eile verspürte man keine, die nötigen Impfdosen bei den Herstellern vertraglich zu sichern.



„Bei dieser speziell gezüchteten Spiegelei-Henne genießen Sie Ihr Essen besonders frisch...“

Während US-Präsident Trump im Mai 2020 in die Staatskasse griff und «Operation Warp Speed» lancierte, um die Entwicklung und Herstellung vielversprechender Impfstoffkandidaten zu beschleunigen, verplumperte die EU kostbare Zeit. «Viele Monate lang», kritisiert Maçães, «schien die Europäische Union mehr daran interessiert zu sein, mit Solidaritätsbekundungen, Marktmacht und Verhandlungsgeschick politisch zu punkten, als sich laserartig auf die eigentliche Aufgabe zu konzentrieren: so viele Impfstoffe wie möglich so schnell wie möglich in die Arme der Bürger zu bekommen.» Es habe keinerlei hellseherischer Fähigkeiten bedurft, um die Probleme kommen zu sehen, so der Portugiese. «Sie waren wie schlechte Omen, und sie häuften sich.»

Statt aus den Fehlern zu lernen und mit Volldampf Vakzine zu produzieren, dümpelte Europa geradewegs in die zweite Welle. Und damit begann der zweite Akt, die Besserwisseri.

2. Während Brüssel schlief, beschleunigte Britanniens Premier Boris Johnson das Tempo bei der Zulassung der Impfstoffe der Firmen Pfizer und Biontech. Und am 30. Dezember zertifizierte das Königreich als Erstes weltweit das Vakzin Astra Zeneca, das mit der Oxford University entwickelt worden war. Nun begann die grösste Offensive seit dem D-Day. Die Briten, eben erst vom Brüsseler Mühlstein befreit, zogen beim Impfen davon. Für die EU-Granden, die eben noch versucht hatten, den Briten den Brexit zu vermiesen, musste es wie ein Hohn klingen, als der vielgeschmähte «Clown» Boris nun die EU mit seiner Vakzine-Offensive abhängte.

Derweil mahlte die Europäische Arzneimittel-Agentur (EMA), zuständig für die Zulassung von Medikamenten, mit bleierner Langsamkeit. Überfahren vom britischen Turbo, blieb der Europäischen Kommission bloss das Meckern. Allzu rasch hätten die Briten den Impfstoff zugelassen, nölte man in Brüssel, unverantwortlich sei das.



Drama des Scheiterns: Kommissionspräsidentin von der Leyen.

Doch während Johnson in der Heimat Leben rettete, starben auf dem Kontinent ungebremst die Menschen weg. Nervosität griff um sich. Also eröffnete die Europäische Kommission nun den dritten Akt im Drama des Scheiterns: das Schwarzer-Peter-Spiel.

3. Die Europäische Kommission verstieg sich zu dem absurden Vorwurf, die Briten seien nur deshalb so flink, weil sie Dosen verimpften, die für die EU bestimmt waren. Gemeint war Astra Zeneca. Der schwedisch-britische Pharma-

Mehr Macht werden die Eurokraten nicht bekommen. Nicht nach dieser Kabale um Neid und Schlendrian.

konzern würde Impfstofflieferungen aus der EU nach Grossbritannien umleiten. Und flugs drohte Brüssel mit Vergeltung: Man werde (in Verletzung des Brexit-Vertrags) auf der irischen Insel eine harte Grenze errichten.

Nun ergriff der CEO von Astra Zeneca, Pascal Soriot, das Wort. Er wies die Anschuldigungen der EU als Fake News zurück. Nein, man habe keinen in der EU produzierten Impfstoff nach Grossbritannien geliefert. Und, nein, Verträge habe man keine gebrochen. Der Grund für die Verzögerung bei der Impfstofflieferung läge vielmehr bei der EU selbst. Bei der Herstellung des Wirkstoffs sei es zu Pannen gekommen. Als bald sahen sich Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen und ihre Kollegen zu einem Rückzieher gezwungen.

Eigentlich war die dreiste Schuldzuweisung Grund genug für ihren Rücktritt. Nicht in der EU, wo die Magistraten von oben ernannt werden. Wo von der Leyen Kritik an ihrer Amtsführung in unterkühlt-strenger Manier à la Fräulein Rottenmeier abblitzen lässt, eloquent und, wenn nötig, auch in geschliffenem Französisch.

4. Nach all der Aufregung um den Oxford-Astra-Zeneca-Impfstoff hätte man nun eine europäische Aufholjagd im Wettrennen gegen die Pandemie erwartet. Stattdessen begann der vierte Akt, eine Kampagne verschiedener EU-Mächte, den Ruf just jenes Impfstoffs zu ruinieren, um den man eben noch mit den Briten gestritten hatte.

Das Fanal war ein Bericht im *Handelsblatt* am 25. Januar. Der Artikel enthielt die Behauptung – gestützt auf eine unbekannt Quelle innerhalb der deutschen Regierung –, dass der Impfstoff bei den über 65-Jährigen nur zu acht Prozent wirksam sei. Der Artikel sorgte für Schlagzeilen rund um die Welt.

Prompt verkündeten Merkel und Macron, dass sie den Einsatz des Astra-Zeneca-Vakzins blockieren würden. «Alles deutet darauf hin, dass der Impfstoff bei Menschen, die älter als 65 Jahre sind, quasi unwirksam ist, manche sagen, bei denen, die 60 Jahre alt oder älter sind», erklärte Macron vor der Presse. Und Merkel, 66, liess die Welt wissen, sie würde sich den Stoff nicht spritzen lassen.

Es dauerte nicht lange, da war das Gerücht von der Unwirksamkeit widerlegt. Die Er-

gebnisse aus Grossbritannien zeigten: Der Impfstoff senkt das Risiko einer schweren Erkrankung bei über 80-Jährigen um rund 80 Prozent.

Doch der Schaden war angerichtet. Nach der Verunglimpfungskampagne durch die Zentralmächte Frankreich und Deutschland versuchten nun besorgte EU-Regierungen verzweifelt, ihren Bevölkerungen zu versichern, dass der Astra-Zeneca-Impfstoff sicher und wirksam sei.

Letzte Woche dann die Wende. Über Nacht gab Frankreich die Kritik an der Astra-Zeneca-Impfung auf. Düpiert stand der französische Präsident nun da, kritisiert von Wissenschaftlern, er habe ohne jeglichen Beweis behauptet, dass die Impfung bei über 65-Jährigen «quasi unwirksam» sei. Auch in Deutschland kehrt der Wind. Die Ständige Impfkommission des Robert-Koch-Instituts gab den Astra-Zeneca-Impfstoff jetzt auch für Menschen ab 65 Jahren frei.

5. «In Brüssel heisst es, wir hätten eigentlich nicht so viele Probleme, wenn wir mehr von der Macht hätten, die die nationalen Regierungen haben, um die Gesundheitspolitik zu steuern», berichtet der Korrespondent des *Telegraph*, James Crisp, aus der EU-Zentrale. Mehr Macht werden die Eurokraten nicht bekommen. Nicht nach dieser Kabale um Impf-Neid und Schlendrian. Die Zahl der Mitglieder, die das Heil auf eigene Faust suchen, wächst. Wer Leben retten will, setzt nicht auf noch mehr Europa, sondern auf nationale Eigeninitiative.

Hohe Kunst des guten Lebens

Komiker Eddie Murphy war zehn Jahre verschwunden, geflohen in seine Zufriedenheit. Jetzt ist er zurück, gealtert, gemütlicher, witzig wie eh und je.

Norbert Kördörfer

Er hat keinen persönlichen Computer. Er hat keine E-Mail-Adresse, aber drei Rolls-Royce und eine Karibikinsel auf den Bahamas.

Er war zehn Jahre verschwunden aus dem Showbusiness. Nun ja, er hat ja auch zehn Kinder, die er mehr liebt als seine Karriere.

Jetzt erhebt sich sein quirliges Lachen wieder wie ein Sonnenaufgang über Hollywood. Es ist ein Comeback, das aus dem Glück kommt.

Eddie Murphy, 59, («Beverly Hills Cop») ist ein Lachphänomen, dessen Lachen für fast ein Jahrzehnt beinahe verstummt war – aus Sorge um das exzessive und selbstzerstörerische Leben und den schnellen Tod in Hollywood. Viele seiner Freunde sind in den Himmel geflüchtet.

Er floh in seine Zufriedenheit. Endlich ein Leben ohne Bodyguards in einer Dreissig-Zimmer-Villa in New Jersey (!) – 3000 Kilometer weit weg von Hollywood. Murphy ist demütig: «Wenn ich über mein Vermächtnis nachdenke – und das tue ich sehr selten –, dann denke ich nie an meine Karriere. Mein Vermächtnis sind meine Kinder.» Aber plötzlich ist er wieder da – gereift, gealtert, gemütlicher, aber natürlich witzig wie eh und je.

Als Jimmy Carter auf der Bühne

Amazon Prime Video ist sein Weltpremierenkino: «Der Prinz aus Zamunda 2» – die Fortsetzung des Komödienklassikers von 1988 (Originaltitel: «Coming to America»; Kinokasse: 288 Millionen Dollar). Was führt Eddie Murphy zurück ins Land des Lachens? Vielleicht, dass er erstaunliche sechzig wird (am 3. April)?

Es begann vor vierzig Jahren, als das Stand-up-Comedian-Genie entdeckt wurde – für die amerikanische Kultshow «Saturday Night Live». Übrigens mit einem Jimmy-Carter-Sketch! Der ehemalige US-Präsident ist heute 96. Eddie Murphy war damals neunzehn und eine Art quatschender Charlie Chaplin. Gage: 450 Dollar. Sein Genie? «Ich male Bilder mit Worten.»

Und er war der erste schwarze Stand-up-Superstar. Sein weltweiter Durchbruch kam mit 23. Es war eine kleine Kinorevolution: die anarchische Krimikomödie «Beverly Hills Cop»

(1984; Kult-Musik: Harold Faltermeyer). Ein schwarzer Lifestyle-Bulle verarscht die High Society von Beverly Hills – und die Welt lachte.

Murphy heute: «In meiner Karriere ist Rassismus nie ein Thema gewesen. Ich mache seit vierzig Jahren Filme! Und kein einziges Mal konnte ein Film nicht gemacht werden, weil ich schwarz bin. Aber ich bin ein schwarzer Mann, der in Amerika geboren wurde. Ich bin Afro-



Zündende Idee:
Hollywoodstar Murphy.

amerikaner. Es ist unmöglich, sich da in diesem Land nicht mit irgendwelchem Scheiss herum-schlagen zu müssen.»

Er ist als Weltstar eine Art «weisser Schwarzer» – also die Ausnahme. Seine Idole: Richard Pryor, Elvis Presley und Kung-Fu-Legende Bruce Lee. Alle starben sie zu früh. Eddie Murphy war der «King of Comedy» der achtziger Jahre. Seine 33 Filme spielten 6 Milliarden Dollar ein. Für «Der verrückte Professor» (1996; Kinokasse: 273 Millionen) bekam er die Rekordgage von 20 Millionen Dollar, wie heute nur Leo DiCaprio. Sein persönliches Vermögen: zirka 250 Millionen.

Der schnelle Tod in Hollywood lag immer wie ein mahnender Schatten über ihm: «Ich habe so viele enge Freunde begraben. Nichts ist wichtiger als deine Familie. Meine grossen Freunde, die mein Alter hatten und die Welt bewegten, sind alle gegangen – Michael Jackson, Prince und Whitney Houston! Was sie gemeinsam

hatten, war, dass die Karriere sie aufgeessen hat. Das Zentrum ihres ganzen Seins war die beschissene Karriere. Und alles andere litt darunter, die persönlichen Beziehungen, die Finanzen – und dazu der Konsum von Drogen bis zum Missbrauch. Diese ganzen Probleme sind Teil des Showbusiness – und deshalb darf das nicht das Zentrum deines Lebens sein! Das ist das Lebensrezept für einen frühen Abgang ...»

Er will noch mehr Kinder

Eddie ist inzwischen Opa und trägt privat Brille. «Aber ich will weiter Kinder machen! Solange meine Freundin Paige will ...!» Sie ist 31.

Doch irgendwie war Eddie gleichzeitig immer noch da – zumindest seine Stimme. Auch seine ewigen Fans. Er synchronisierte für Millionen-summen alle «Shrek»-Animationsabenteuer. Für «Dreamgirls» (2006) bekam er eine Oscar-Nominierung. Und dann verkörperte er in «Dolemite Is My Name» (2019) die Lebens-Story seines Idols Rudy Ray Moore. Und wurde nominiert für den Golden Globe.

Dann sass Eddie irgendwann im Heimkino und sah einen «Terminator»-Film, bei dem Computereffekte Arnold Schwarzenegger, 73, verjüngt haben. Eddie happy: «Das ist ein Trick, wie wir den «Prinzen aus Zamunda» wiederbeleben können.» Das war die zündende Idee, um den Flow zu starten.

Es ist das Comeback eines neuen, älteren und glücklicheren Eddie Murphy: «Wir waren jetzt fast ein Jahr nicht mehr draussen. Aber wenn die Welt wieder normal wird und sicher, dann will ich wieder raus und eine Stand-up-Tour machen. Früher hatte ich Bodyguards. Aber eines Tages dachte ich mir: Hey, warte mal, brauchst du die eigentlich? Seitdem habe ich keine mehr.» Eddie *is back* – in «Zamunda 2».

Sein Motto: «Das Schlimmste, was man machen kann, ist, ans Komische intellektuell ranzugehen. Schalte dein Hirn ab, wenn du witzig sein willst. Witzig ist immer, was sich furznatürlich ergibt.» Lehnen wir uns zurück, schalten wir Amazon Prime ein und unser Hirn aus. Ein lächelndes Rendez-vous mit unserer Jugend, die im Kino noch laut lachte.

Das Frausein an sich

Bis zum nächsten Weltfrauentag muss noch einiges geschehen.



Wenn man bedenkt, dass eine Frau in Deutschland bis 1962 die Einwilligung ihres Mannes brauchte, um ein Bankkonto zu eröffnen; dass Vergewaltigung in der Ehe erst 1997 zum Straftatbestand erklärt wurde; dass Frauen Anfang der neunziger Jahre in der Bundeswehr nur im Sanitäts- und Musikdienst dienen konnten – dann muss man zugeben, dass sich die Lage der Frauen in relativ kurzer Zeit wesentlich verbessert hat. Natürlich nicht in Indien, wo die Witwenverbrennung zwar verboten wurde, aber gelegentlich noch praktiziert wird, nicht in einigen muslimisch geprägten Ländern, wo «Ehebrecherinnen» gesteinigt werden, und auch nicht überall in Europa, wo sie in einigen Disziplinen, etwa im Motorsport und bei der Müllabfuhr, noch unterrepräsentiert sind. Auch unter Chirurgen und Dirigenten sind Frauen eher selten.

Immerhin können wir heute über ein Urteil des Bundesgerichtshofs von 1966 lachen, in dem die «ehelichen Pflichten» einer Frau folgendermassen definiert wurden: «Die Frau genügt ihren ehelichen Pflichten nicht schon damit, dass sie die Beiwohnung teilnahmslos geschehen lässt. Wenn es ihr infolge ihrer Veranlagung oder aus anderen Gründen, zu denen die Unwissenheit der Eheleute gehören kann, versagt bleibt, im ehelichen Verkehr Befriedigung zu finden, so fordert die Ehe von ihr doch eine Gewährung in ehelicher Zuneigung und Opferbereitschaft und verbietet es, Gleichgültigkeit oder Widerwillen zur Schau zu tragen.»

Wie alle emanzipatorischen Bewegungen hatte auch die Frauenbewegung einen Anfang, aber kein Ziel. Die *mission* ist nie *accomplished*. Es gibt in der Bundesrepublik Fraueninitiativen, die im

Ernst ein «Paritätsgesetz» fordern, gemäss dem Frauen die Hälfte der Sitze in den Landtagen und im Bundestag zustehen sollte, unabhängig davon, für welche Partei sie kandidieren. Bis jetzt haben sie sich nicht durchgesetzt, aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis die «Parität» gesetzlich geregelt wird. So, wie es bereits seit 2016 ein «Gesetz für die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern an Führungspositionen in der Privatwirtschaft und im Öffentlichen Dienst» gibt, das eine Frauenquote von 30 Prozent in «Aufsichtsräten mitbestimmungspflichtiger und börsennotierter Unternehmen» festlegt.

Seitdem ist die Quote von 22 auf 32 Prozent gestiegen, die Arbeitsbedingungen in diesen Unternehmen sind nicht besser geworden, aber die Atmosphäre in den Sitzungen des Aufsichtsrates soll «menschlicher» geworden sein. Für die Vorstände mitbestimmungspflichtiger und börsennotierter Unternehmen gibt es keine solche Regelung, obwohl da die Musik spielt, während die Aufsichtsräte allenfalls die Rechenschaftsberichte abnicken dürfen. Und so wurde der letzte Weltfrauentag am vergangenen Montag gefeiert wie in all den Jahren davor. Mit Rückblicken auf das Erreichte und Ausblicken auf das, was noch aussteht.

Und alle machten mit, die Gewerkschaften und die Arbeitgeber, die politischen Parteien und die NGOs, die privaten und die öffentlich-rechtlichen Sender, Promis wie die Schauspielerin Natalia Wörner und der Modemacher Guido Maria Kretschmer, die Kirchen, die bayerischen Landfrauen und die Frauen der Freiwilligen Feuerwehr in Strausberg (Brandenburg).

Eine Kampagne des Unterwäscheherstellers Agent Provocateur entsprach nicht unbedingt den Regeln des angewandten Feminismus, hatte aber einen hohen Schauwert – drei junge, extrem attraktive Frauen in Dessous, die Atemnot auslösen können, dazu vier Worte: «Happy International Women's Day».

Die Deutsche Lufthansa, die Corona-halber 90 Prozent ihrer Flüge einstellen musste, nutzte den Tag, um an «die Geschichten starker Frauen zu erinnern» und «in Gedanken zu den Wirkungsstätten grosser Macherinnen zu reisen», nach Mexiko zu Frida Kahlo, nach Paris zu Simone de Beauvoir, nach Petersburg zu Katharina der Grossen, nach New York zu Victoria Woodhull, die gerne erste Präsidentschaftskandidatin der USA geworden wäre, «und das zu einer Zeit, als Frauen nicht einmal das Wahlrecht hatten». Ja, in Gedanken zu reisen, kostet nichts und schont die Umwelt.

Wir könnten aber auch darüber nachdenken, ob das Frausein an sich eine Tugend ist. Die deutsche Bundeskanzlerin ist eine Frau, die deutsche Verteidigungsministerin ist eine Frau, die Präsidentin der EU-Kommission ist eine Frau, die Präsidentin der Europäischen Zentralbank ebenfalls.

Ist die deutsche Politik klüger geworden, die Bundeswehr wieder einsatzfähig, die EU-Kommission krisenfest? Hat die Zentralbank aufgehört, Milliarden in marode Staatshaushalte zu pumpen?

Nicht wirklich. Dafür wurden Zeichen gesetzt. Bis zum nächsten Weltfrauentag muss noch einiges geschehen, damit die Emanzipation der Frauen vorankommt.

Jahrhundertskandal

Nr. 9 – «Diktatur der vollen Hosen»
Editorial von Roger Köppel

Diktatur oder nicht Diktatur – der Hauptfehler des Bundesrats ist der unsinnig kleine Impfstoffeinkauf. Der Königsweg aus der Pandemie heisst: «Impfen!» Hätten wir diesbezüglich Zahlen wie Israel oder die Vereinigten Arabischen Emirate, würden wir kaum mehr über die Öffnung von Terrassen streiten und hätten deutlich weniger Tote zu beklagen. Bekanntlich ist das Nichthandeln von Handlungspflichtigen mit Todesfolge Tötung durch Unterlassung. Dereinst wird sehr viel aufzuarbeiten sein. Mir unverständlich, dass dieser Jahrhundertskandal von den Kritikern des Bundesrats so untergeordnet thematisiert wird. Er müsste Gegenstand eines ganzen Editorials sein, nicht nur der Schlussbemerkungen. *Marcus Anton Hübner, Zürich*

Von der Corona-Diktatur ist ja nicht nur die Schweiz, sondern ganz Europa betroffen, und dies sogar noch um einiges heftiger. Wenn der Süden Europas keine bürgerkriegsähnlichen Zustände bekommen will, dann bleibt der EU gar nichts anderes übrig, als die Massnahmen zu beenden, die Reisefreiheit wiederherzustellen und Reisen, zumindest ins europäische Ausland, wieder zu ermöglichen. Länder wie Griechenland, Italien, Spanien und Portugal sind schon seit längerer Zeit faktisch bankrott. Die Arbeitslosigkeit unter den jungen Menschen beträgt in diesen Staaten 40 Prozent, und das sind nur die offiziellen Zahlen, die Wirklichkeit sieht noch viel düsterer aus. Das ist ein Pulverfass. Wenn diese jungen Menschen nicht bald wieder einer Beschäftigung nachgehen können und weiter-

hin keine Perspektiven sehen, dann wird es in diesen Ländern zum Bürgerkrieg kommen.

Thomas Held, Grandfontaine

Mutterbild aufwerten

Nr. 9 – «Die Ehe, ein unsicherer Hafen»
Kolumne von Katharina Fontana

Es geht stetig voran mit der Abwertung der Mutter. Man hat alle Rechte als Frau, solange man nicht eine Mutter ist. Ich wurde mit 41 Jahren Mutter und habe den Unterschied als enorm empfunden. Wir sollten das Mutterbild in der Gesellschaft wieder aufwerten. Und sollte der Ehemann nach einigen Jahren eine jüngere Frau bevorzugen, dann sollte wenigstens die «alte» Ehefrau nicht als Zeitungsverträgerin arbeiten gehen müssen. *Esther Moser, Basel*

Was für ein Denkmal!

Nr. 9 – «Inzest und Fortschritt»
Francis Pike über Kasachstan

Sogar die Hauptstadt von Kasachstan wurde zu Ehren Nasarbajews nach dessen Vornamen benannt, so heisst das vormalige Astana seit März 2019 Nursultan. Was für ein Denkmal!

Stefan Hiltbrunner, Winkel

Brudermord

Nr. 9 – «Hat sie die Bundesrats-Chancen verspielt?»
Marcel Odermatt über Magdalena Martullo

Die SVP denkt nicht daran, den Diktaturvorwurf fallenzulassen. Wer wie Nationalrätin Martullo auf einem Milliardenhochsitz thront, kann sich solche unsäglichen Urteile über unsere Schweiz und unseren Bundesrat leisten. Ein Blick in die Welt zeigt, wie sich Diktaturen ausbreiten, wie

sie Volks- und Menschenrechte aushebeln, Menschen verfolgen, einsperren und umbringen. Wer diese Diktaturen mit unserer Schweiz gleichstellt, hat jeden Respekt vor unserem Land verloren, macht sich schuldig, verhöhnt unsere Geschichte, unsere weltweit geachtete direkte Demokratie, unseren Rechtsstaat und unsere Regierung. Die Schweiz hat seit dem Zweiten Weltkrieg die grösste Krise zu bewältigen. Der Bundesrat gibt sein Bestes. Es ist Brudermord, wenn die SVP ihre Bundesräte Maurer und Parmelin als Kollegialbehörde pauschal als Diktatoren abkanzelt. *Roger E. Schärer, Trin Mulin*

Auf Augenhöhe

Nr. 6 – «Frauen regieren die Welt»
Editorial von Roger Köppel

Sind Sie wirklich keine Frau? Wenn nicht, dann sind Sie (mal abgesehen von den heute über zwanzig möglichen Geschlechtern) ein richtig intelligenter Mann. Sie haben uns durchschaut! Und sind damit – da irren Sie – nicht ein toter Mann! Denn Frauen mögen intelligente Männer. Sie sind Garanten für Sicherheit und spannende Unterhaltung, oft auch für Humor und Spass. In unserer Familie gibt es einen wirkungsvollen Spruch: «Mach nicht auf Opfer.» Das heisst: «Behalte Rückgrat und fighte auf Augenhöhe mit deinem Gegenüber.» Ich wünschte mir auf der Frauenseite gegenüber den Männern die gleiche grosszügige, wohlwollende und gentlemanlike Achtung, die ein grosser Teil der Männer den Frauen entgegenbringt. *Therese Bärtschi, Frauenfeld*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Olivier Dassault (1951–2021)
 Mark Pavelich (1958–2021)



Weder Pionier noch Patriarch: Multitalent Dassault.

Bei den Dassaults haben es die Söhne schwer mit ihren Vätern. Die Patriarchen der Dynastie leben lange und dulden keine Nachfolger neben sich. So hielt es bereits der legendäre Marcel Dassault. Er begründete als Flugzeugbauer und Rüstungsindustrieller eine Dynastie. Deren Repräsentanten sind Parlamentarier und Pressechefs. Besser als mit seinem Sohn Serge, den er für unfähig hielt, verstand sich Marcel Dassault mit seinem zarter besaiteten Enkel Olivier. Eine Zeitlang spielte er sogar mit dem Gedanken, eine Generation zu überspringen und Olivier Dassault zu inthronisieren.

Zumindest in der Politik wurde der Enkel sein Nachfolger: Die Wähler schickten ihn nach dem Tod von Dassault I. ins Parlament – gegen den Widerstand von Serge Dassault. Dieser konnte sich nun endlich – im französischen Rentenalter – von der väterlichen Demütigung emanzipieren und die Spitze des Unternehmens übernehmen. Dassault II. entpuppte sich als erfolgreicher Geschäftsführer. Sein Coup war der Erwerb des *Figaro*. Dessen Chefredaktor begleitete er zum Interview bei ausländischen Staatschefs, denen er seine Flugzeuge und Waffen verkaufen wollte. Inzwischen hatte er sich in die kleine Kammer, den Senat, wählen lassen. Keinem seiner vier Kinder traute er die Nachfolge zu.

Besonders demütigend ging er mit seinem ältesten Sohn, Olivier, um. Dieser wurde leidenschaftlicher Pilot der Armee und brach mehrere Geschwindigkeitsrekorde. Er machte sich als

erfolgreicher Fotograf und Komponist einen Namen. Mehr als ein Dutzend Bildbände hat er veröffentlicht, in mehreren Ländern bekam er Ausstellungen. Er hat die Musik mehrerer Filme komponiert und für viele Unternehmen das Begleitgeriesel, das einem in der Warteschlange am Telefon so sehr auf die Nerven geht.

Im Familienunternehmen spielte Olivier eine untergeordnete Rolle. Erst gegen Ende seines Lebens stellte Dassault II. die Weichen für den Sohn als Nachfolger. Doch als Serge Dassault bei der Ausübung seiner Geschäfte in seinem Chefbüro im berühmten Firmensitz auf den Champs-Élysées einem Herzschlag erlag, hatte sich Olivier Dassault bereits zurückgezogen. Seine Aufgabe sei mit seiner Verantwortung als Abgeordneter nicht vereinbar. Nur den Vorsitz des Aufsichtsrats beim *Figaro* behielt er.

Letzten Sonntag kam Olivier Dassault, zwei Tage nach dem Besuch von Premierminister Jean Castex, bei einem Helikopterunfall ums Leben. Er war im Gegensatz zum Grossvater und Vater, der wegen Stimmenkaufs als Gemeindepräsident zurücktreten musste und in Belgien wegen Korruption verurteilt wurde, in keinerlei Skandale verstrickt. Der Parlamentarier Dassault war weder Pionier noch Patriarch. Schon vor dem Tod von Dassault III. ging die Geschichte der Dynastie als unabhängiger Rüstungskonzern zu Ende. Marcel Dassault war 94, sein Sohn Serge 93 Jahre alt geworden. Olivier Dassault starb im Alter von 69 Jahren. *Jürg Altwegg*

Es ist eines der denkwürdigsten Sportereignisse der Geschichte: das Miracle on Ice, als eine amerikanische Verlegenheitsauswahl aus Collegiespielern an Olympia 1980 in Lake Placid die vermeintlich unschlagbare Sowjet-Equipe bezwang und später im Final auch Finnland vom Eis fegte. Einer der US-Helden war Mark Pavelich.

Für einen Eishockeyspieler eigentlich zu klein (173 cm) und zu leicht (79 kg), symbolisierte er mit seiner unnachgiebigen Spielweise den amerikanischen Widerstandsggeist. Vor dem Siegestreffer zum 4:3 gegen die Sbornaja gab er nach einem spektakulären Bandenzweikampf den entscheidenden Pass. Es ist bis heute eines der berühmtesten Assists der Eishockeygeschichte geblieben. Denn mitten im Kalten Krieg besass der Sieg der US-Boys eine Strahlkraft, die weiter über den Sport hinausging. Danach wechselte Pavelich zum HC Lugano in die Nationalliga A. Später stand der Center in 355 NHL-Partien auf dem Eis.

Abseits des Spielfeldes dagegen geriet er ins Offside. Im vergangenen Sommer attackierte er einen Nachbarn, verletzte ihn schwer und wurde in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Privat hatte er bereits 2012 einen schweren Schicksalsschlag zu verkraften. Seine zweite Ehefrau Kara starb bei einem Sturz vom Balkon ihres Hauses. Zwei Jahre später versteigerte Pavelich die Goldmedaille von 1980 für 262 900 Dollar. Seine Familie beschrieb ihn zuletzt als konfus und paranoid. Ein Gericht erklärte ihn als psychisch krank und ordnete seine Verwahrung an. Am 4. März hörte sein Herz auf zu schlagen.

Thomas Renggli



Unnachgiebig: Hockeyspieler Pavelich.

Neue Freihandelsabkommen haben es schwer

Die Auflagen für Indonesiens Palmölindustrie bedeuten nicht Liberalisierung.



Das Schweizer Volk hat soeben ja gesagt zum Freihandelsabkommen mit Indonesien, aber in der Öffentlichkeit besteht nicht der Eindruck, dass der Freihandel wirklich viele Fans hat. Die meisten Kommentare und Erklärungen drehen sich um Nebenwirkungen der Palmölproduktion oder um die Nachhaltigkeitsauflagen, die im Vertrag enthalten sind. Kurz gesagt, dominiert ungefähr die Meinung: Den Handel kann man nicht einfach frei laufen lassen, es ist wichtig, dass man ihn in die richtigen Bahnen lenkt, überwacht und dort korrigiert, wo etwas nicht fair läuft.

Pointierter gesagt: Freier Handel einfach so, das bedeutet noch nicht Fairness, man muss ihn zuerst fair machen. Beim Abkommen mit Indonesien waren die Vorgaben zu zertifizierten Anbaumethoden und Arten von Palmöl für viele im linken und grünen Lager entscheidend für eine Zustimmung zur Vorlage. Sie sehen darin einen Hebel, um von der Schweiz aus in Indonesien die Verhältnisse zu ändern. Aus ihrer Sicht sind solche Klauseln nun der Mindeststandard für künftige Abkommen.

Im bürgerlichen Lager gehen die Gedanken in ähnliche Richtung. Bundesrat Guy Parmelin unterstrich, dass zum ersten Mal in einem Freihandelsvertrag verpflichtende Nachhaltigkeitsregeln fixiert worden seien. Und unmittelbar nach der Volksabstimmung beurteilte FDP-Präsidentin Petra Gössi die Nachhaltigkeitsklausel als wichtiges Element des Vertrags, das den Weg zu einem Ja geebnet habe. Auch sie gab zu verstehen, die auf diese Weise angereicherte Form dürfte nun eine Art Muster für moderne neue Freihandelsverträge sein.

Aber wie weit ist das überhaupt noch Freihandel? Dessen Idee besteht doch darin, dass zwei oder mehr Länder untereinander abmachen, sie würden das Hin-und-her-Tauschen von Waren, Dienstleistungen und Kapital nicht behindern. Sie erlauben die Einfuhr ausländischer Güter, belasten sie möglichst nicht durch Zölle und sagen: «Was bei euch verkauft wird, ist auch für uns grundsätzlich in Ordnung, das darf auch in unser Land kommen.» Es gilt die gegenseitige Anerkennung. Und wenn die Leute freiwillig tauschen, ist das automatisch fair, beide versprechen sich ja einen Nutzen davon.

Nun zur «modernen» Form: Wenn die Schweiz Indonesien vorschreibt, wie es Plantagen anlegen und bewirtschaften soll, entfernt man sich vom Freihandel. Das Gleiche geschieht, wenn die EU nur Produkte, die mit den EU-Normen konform sind, in den Binnenmarkt lässt. Solche Verträge zielen weniger auf eine Liberalisierung ab als auf eine Harmonisierung von Normen.

Auch der gescheiterte Versuch für eine transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP) zwischen den USA und der EU war stark auf die Gleichschaltung von Normen ausgerichtet, etwa bei Lebensmitteln. Die Handelsabkommen der jüngeren Zeit zeigen alle die Tendenz weg von der Liberalisierung, hin zu Harmonisierung und Vorschriftenmachen. Deshalb wird es immer schwieriger, weltweit gültige Abkommen auszuhandeln.

Wenn man in der Schweiz jetzt die mit Nachhaltigkeitsauflagen angereicherten Freihandelsverträge als Zukunftsmodell sieht, wird

das Wort «frei» bald nur noch ein Tarnmantel für die Übernahme von internationalem Recht und Soft Law sein. Welch ein Kontrast zum Freihandelsabkommen Schweiz–EU von 1972, das einen granitharten Schutz des wirtschaftlichen Freiraums bildet. Zerstören könnte man diesen nur durch eine Modernisierung, wie sie im Rahmenvertrag vorgesehen ist.

Was sagt der Erdölpreis?

Der Erdölpreis ist nach dem Corona-Einbruch seit längerem am Steigen, seit November haben sich die Notierungen fast verdoppelt, jene für West Texas Intermediate von 35 auf gut 65 Dollar pro Fass. Ist das erfreulich oder nicht? Auf den ersten Blick ist es eine ermutigende Nachricht, da steigende Ölpreise eher mit einer brummenden Wirtschaft zusammenhängen. Konjunkturopern erwarten für 2021 einen zügigen Aufschwung, da vom Konsum her Nachholbedarf besteht.

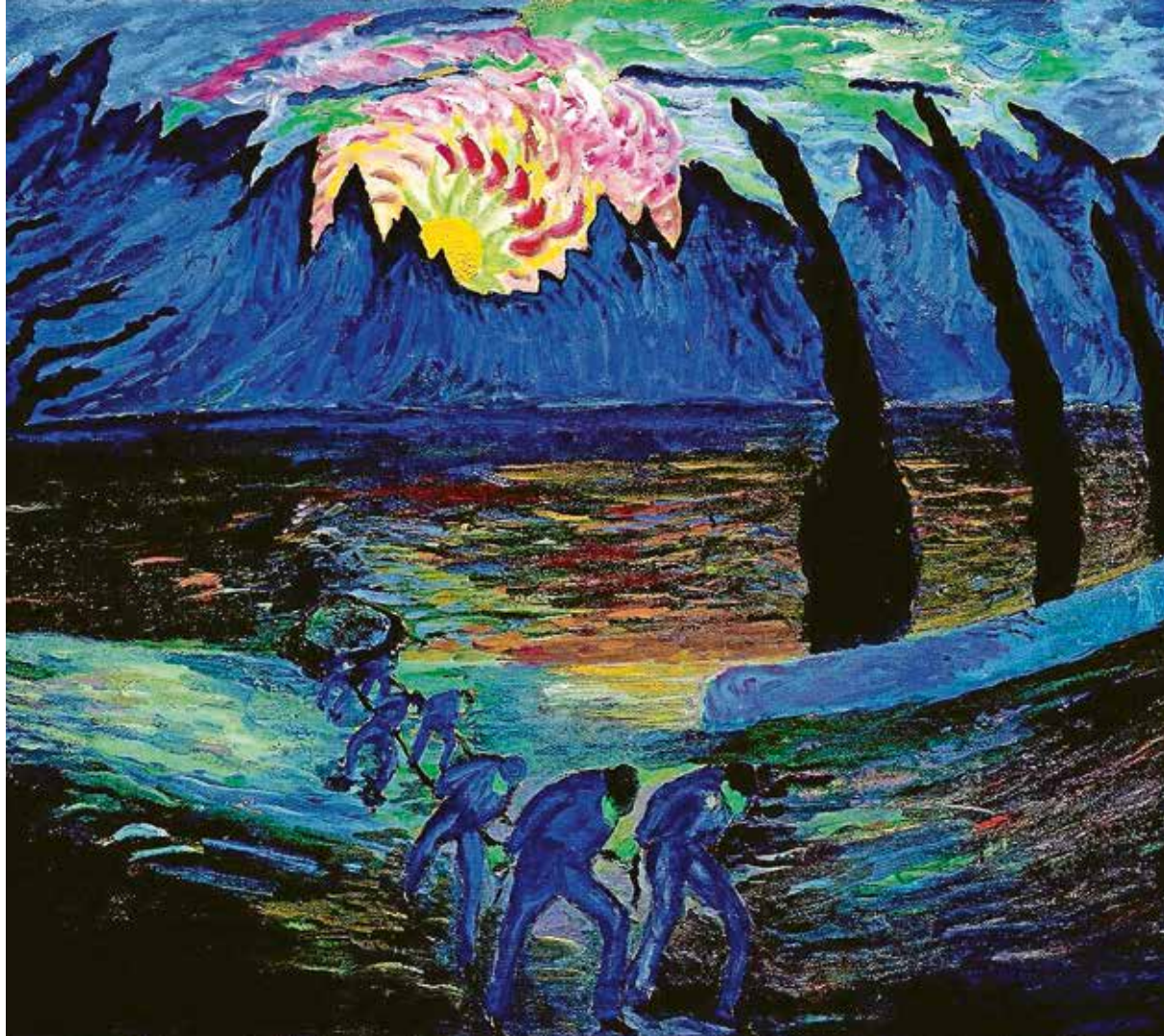
Erfreulich müsste der steigende Preis auch für Umweltschützer sein, die fossile Energien verbannen wollen. Höhere Ölpreise sollten ja die Suche nach alternativen Energieformen beschleunigen. Aber halt, bei höheren Preisen ist es reizvoll für Ölproduzenten, die Förderung zu steigern. Bisher konnte das Förderkartell Opec seine Menge gering halten, aber der Drang zum Aufdrehen wächst. Das wird den Preis drücken. Auf und ab wie immer. Aber überlegen sich die Scheichs denn nicht, dass Erdölreserven endlich sind? Doch, denn wenn die Vorräte wirklich knapp werden, werden sie die Preise entsprechend der Kostbarkeit des Stoffs anpassen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Christian Kracht hat mit
«Eurotrash» seine politische
Absicherung geschrieben.

Anton Beck, Seite 52



Bunter als jedes Leben – und stets bedroht vom Dunkeln.

Marianne von Werefkin, Sonnenaufgang, 1920 — So steigen wir jeden Tag von neuem in das Boot unseres Lebens, hoffen auf einen Wind, der uns vorwärtsbringt und nicht dümpeln lässt und all die Mühsal aus unseren Köpfen bläst. Hoffen, dass in unseren Netzen ertrinkende Lieben sich verfangen, und wenn nicht, eine neue an die Oberfläche drängt. Und vielleicht bringt der Tag mehr als nur Zeit, die gleichförmig vorbeischwimmt, sondern gar ein kleines Wunder, ein Leben voller Licht, jenseits dieses allumfassenden, fast grenzenlosen Halbschattens. Marianne von Werefkin (1860-1938) kam nie aus ihrem Schattenreich heraus, auch wenn sie ihre

letzten Jahre in der Sonnenstube der Schweiz verbrachte, in Ascona. Und wenn da einmal ein Licht war für sie, verdunkelte sie es durch ihre Gedanken. Sie war die Vordenkerin des deutschen Expressionismus, des «Blauen Reiter», aber sie blieb im Schatten von Wassily Kandinsky und Franz Marc und jenem ihres Mannes, des Malers Alexej Jawlensky, dessen Talent kleiner war als der Egoismus gegenüber seiner Existenz, eines grenzenlosen Mannes, der sie grenzenlos liebte, aber trotzdem mit der gemeinsamen Haushälterin ein Kind zeugte und diese später heiratete. Sie waren ein Paar, das sich auf immer verloren hatte und doch nicht voneinander loskam.

Sie hatte das nie verstanden, weshalb die Welt so schön sein kann und das Menschsein so bedrohlich. Warum wir, obwohl wir es wissen, festzuhalten versuchen, was schon immer unhaltbar war. Jeden Tag stieg sie in ihr Boot und kam mit immer weniger Fang zurück, unfähig, sich mit der Unbeherrschbarkeit des Lebens zu arrangieren, diesem ewigen Hin und Her zwischen Mensch und Welt, deren Fleisch er ist, deren Seele ihm aber verschlossen bleibt. Das war der Druck, der ihre Bilder hervorbrachte, diese Farben, farbiger als das Sein, bunter als jedes Leben – und stets bedroht vom Dunkeln.

Michael Bahnerth

Auf der richtigen Seite

Christian Krachts neuer Roman «Eurotrash» ist der Versuch eines talentierten Autors, sich bei seinen Kritikern einzuschmeicheln.

Anton Beck

Christian Kracht: Eurotrash.
Kiepenheuer & Witsch. 224 S., Fr. 31.90

Grossartig geschriebene Romane sind oft kurz. Manchmal kürzer als 150 Seiten. Kein Satz zuviel, jedes Wort präzise gewählt. Solche Romane schrieb der Schweizer Christian Kracht mehrmals. Etwa «1979» (2001) oder «Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten» (2008). Es sind Bücher eines Vielgereisten, der es versteht, die Rhythmen anderer Sprachen als Souvenir in die eigene zu bringen. Melodisch klingt das dann fast so, als kenne er die alten Gesetze der Metrik, als komme der Autor aus der Goethezeit.

Doch so schön sich das alles liest, so verstörend sind die Geschichten, die Christian Kracht erzählt. Von ahnungslosen jungen Männern, die im revolutionären Iran mit Tod und Verderben konfrontiert werden und in einem Arbeitslager landen. Oder von kriegsgeilen Soldaten, die andere jagen und nichts von Gefühlsduselei halten. Da wird die Frau, die mit dem Erzähler soeben noch in eine Liebesszene verwickelt war, kurzerhand in die Luft gesprengt, stoisch, kühl beobachtet vom Autor Kracht, diesem Ernst Jünger einer aufstrebenden literarischen haute volée in Deutschland.

Krachts Trumpf ist die Coolness, der kalte Blick, das moralfreie Registrieren von Dingen, die in der moralisch hochempfindlichen deutschen Feuilleton-Öffentlichkeit meistens Anstoss erregen. So zum Beispiel 2012, als sein Roman «Imperium» über einen Sektengründer aus dem Wilhelminischen Deutschland den Spiegel dazu brachte, Kracht zum Rechten zu erklären. Da der Autor damals keine Lust hatte, sich auf eine solche Diskussion einzulassen und sich etwas beleidigt zurückzog, tropfte der Vorwurf an ihm ab. Die Ambivalenz, der Ruch des Gefährlichen, des Grenzüberschreiters schien seine Bekanntheit noch zu steigern.

Kracht, der Provokateur, der Undurchschaubare. Aber hatte er als Schriftsteller Substanz? Immer wieder grätschte er aus ins Unkorrekte. Spürbar war der Versuch, aus den deutschen

Anstandskorridoren auszubrechen. Zum Film «Finsterworld» (2013), zu dem Kracht das Drehbuch schrieb, sagt eine Figur, im Dritten Reich habe vom Design her vieles gut ausgesehen, während heute alles «richtig hässlich» sei – «damit so was in Deutschland nie wieder passieren kann». Solche kleinen Spitzen reichten, um seine Kritiker zu nerven

Jetzt ist sein neuer Roman «Eurotrash» erschienen. Es ist eine Art Schlussstrich unter all die Sticheleien. Kracht knüpft an seinen Debutroman «Faserland» von 1995 an. Damals schickte der Autor seinen wohlstandsverwahrlosten, ständig betrunkenen und kettenrauchenden Protagonisten von einer Drogenparty zur nächsten quer durch das Deutschland der 90er-Jahre. Diesmal geht die Reise durch die Schweiz der Gegenwart. An der Zürcher Goldküste besucht der Erzähler, der sich als Autor von «Faserland» namens Christian Kracht zu erkennen gibt, seine von der Alkoholsucht gezeichnete 80-jährige Mutter, die einen künstlichen Darmausgang hat, und bricht mit ihr – und 600 000 Franken in einem Plastiksack – auf.

Katharsis und Läuterung

Im Taxi geht's auf den Spuren der Familie ins Berner Oberland, ins Waadtland und schliesslich in die Klinik in Winterthur, die letzte Station der Mutter. Trotz ihres Alters, ihrer Gebrechlichkeit und dem regelmässigen Schluck aus der Wodka-Flasche ist sie jene, die kein Blatt vor den Mund nimmt, die den Sohn bei jeder Gelegenheit, ob im Restaurant oder beim Warten

auf eine Gondelbahn, zurechtweist – und ihm auch schon mal vorwirft, als Schriftsteller nur «belanglosen Unsinn» zu verfassen. Ohnehin hat sie kein gutes Bild von ihm, sieht ihn als «unglaublichen Waschlappen» und meint: «Sei doch mal endlich ein Mann und nicht so ein Baby.» Sie ist es auch, die noch einmal ein Edelweiss sehen möchte, weil sie nüchtern analysiert, sie habe «nicht mehr lange zu leben», während der Sohn ausweichend meint: «Sag doch so was nicht.»

Aber wenn es um den Grossvater geht, den Vater der Mutter, den «Untersturmführer der SS», der in der «Reichspropagandaleitung der NSDAP in Berlin» tätig war, und um sein «Netzwerk der alten Kameraden der SS», kennt

Der Verdacht, rechts zu sein, ist das Schlimmste, was einem Literaten passieren kann.

der Erzähler keine Gnade. An diesen dunklen Gestalten der Familie arbeitet sich Kracht in geschwätzigem und moralisierendem Stil ab, er schildert, wie der Grossvater Au-Pair-Mädchen vergewaltigte und wie die Eltern sich nicht wirklich für all das interessierten. Allzu oft wirkt das wie ein Heinrich-Böll-Roman aus der frühen Nachkriegszeit, der die Frage stellt, was die Eltern bzw. Grosseltern denn eigentlich im Dritten Reich getan haben.

Oder wie es der Erzähler in «Eurotrash» ausdrückt: «Dein Vater war in der SS, *for fuck's sake*», worauf die Mutter erwidert: «Du siehst ja an uns beiden, wie schwierig es ist, nein, wie unmöglich es ist, seine eigenen Eltern mit der Wahrheit zu konfrontieren. Und dann das Ganze einermassen anständig hinter sich zu lassen.»

Doch Kracht scheint es nicht um die Aufarbeitung der Geschichte zu gehen. Man hat beim Lesen den Eindruck, als ob der Autor vor allem in eigener Sache schreibt. Sein Buch liest sich streckenweise wie eine Rehabilitierungsschrift. «Eurotrash» ist die «Katharsis» und «Läuterung», wie es im Buch heisst, und zwar die Läuterung von Kracht selbst. Wer will es ihm verargen. Der Verdacht, rechts zu sein, ist





Wo ist die Dringlichkeit? Literatur-Star Kracht.

das Schlimmste, was einem Literaten heutzutage in Deutschland passieren kann. Das kann für Schriftsteller existenzbedrohend sein – Monika Maron etwa wurde im Herbst vom Fischer-Verlag fallengelassen. Offenbar wollte Kracht nicht so enden wie Maron. Der Erzähler in «Eurotrash» zeigt sich daher in maximaler Deutlichkeit angewidert vom SS-Grossvater,

vom Schweigen der Mutter und dem karriereorientierten, «kalten und emotionslosen» Vater, der sich aus einfachen Verhältnissen zum Verlagsmanager mit grossem Reichtum hocharbeitete. Für dessen Lebensweg hat der Erzähler nur Verachtung übrig; der Vater mit seinen «Massanzügen von Davies & Son» und sein de facto zweites Leben samt zweiter

Familie in England sind ihm zuwider. Ganz untypisch für einen Kracht-Roman werden die Figuren und ihr Leben, die der Erzähler präsentiert, sogleich auch bewertet. Der Erzähler namens Kracht, der unzählige Parallelen zum Autor Kracht aufweist, präsentiert sich als gereifter Gutmensch, als einer, der lieber urteilt als beschreibt, der genau weiss, wie seine Mutter, wie die Welt läuft und wer die Guten und die Bösen sind. Kracht gehört jetzt zu den Guten. Was den Kritikern gefällt. Sie bejubeln das Buch, aber vermutlich meinen sie die darin vorgestellte Gesinnung.

Insgesamt ist «Eurotrash» ein unspektakuläres, nicht besonders spannendes Buch, das auch durch seine Sprache nicht hervorsticht. Als

«Kracht gehört jetzt zu den Guten. Was den Kritikern gefällt.»

hätte Kracht all die sprachliche Genauigkeit seiner früheren Bücher vergessen, versumpft «Eurotrash» in seitenlangen Kindergarten-Dialogen im Stile von: ««Und jetzt?», fragte meine Mutter. «Jetzt warten wir.» «Ich hasse es zu warten. Erzähl mir eine Geschichte.»» Oft liest es sich wie eine x-beliebige Familienchronik: «Mein Vater Christian, der gleich nach dem Krieg von den Amerikanern nach Amerika geholt worden war, um die Demokratie zu erlernen und sie zurück ins verwüstete Deutschland zu bringen, aus Amerika, von wo aus er ganz offensichtlich gefälschte Fotos nach Hause schickte, beispielsweise von seiner *graduation* an der University of Montana zu Missoula.» Auch Schauplätze und Atmosphären werden nur halbherzig eingefangen, bei der Lektüre wollen sich keine klaren Bilder einstellen.

Pubertäre Tiraden

Vor allem fehlt «Eurotrash» die gegenwärtige Dringlichkeit. Während «Faserland» die Neunziger spiegelte, scheitert «Eurotrash», das ja eine Fortsetzung sein will, daran, eine Verbindung zum Zeitgeist aufzubauen. Es verliert sich in seiner selbstbezüglichen Welt. Angereichert wird es dafür mit pubertär wirkenden Tiraden – etwa, wenn Zürich klischeehaft als «Stadt der Angeber und der Aufschneider» bezeichnet wird. Auch mit literaturgeschichtlichen Verweisen und Insider-Witzen – die Verwechslung von Kracht mit dem Schriftsteller Daniel Kehlmann – wird wiederholt jongliert.

Gerade das unterstreicht nochmals: «Eurotrash» ist für die Literaturbranche geschrieben. Es ist die Versicherung an all die Feuilletons, Verlage und Literaturhäuser, dass der Autor politisch auf der «richtigen» Seite steht. Schade, dass Kracht, der nur alle vier bis fünf Jahre ein Buch publiziert, seinen neusten Roman für eine solch simple Botschaft instrumentalisiert. Eine einfache Pressemitteilung hätte es auch getan.



Die Betonung liegt auf Land-, nicht auf Heimatliebe: Lüneburger Heide.

Die Mimi und ihr Krimi

Wolfram Knorr

Gerhard Henschel: Soko Heidefieber.
Hoffmann und Campe. 288 S., Fr. 23.90

In Deutschland geht das Grauen um. Ein Triebtäter hat es von Husum bis Mittenwald auf eine besondere Spezies abgesehen: auf Autoren sogenannter Heimat- beziehungsweise Regionalkrimis. Er murkst sie ab, weil er die geschneigelten Mordmärchen nicht mehr erträgt. Die Polizei ist ratlos. Waldemar König, Meister des Metiers, ist darob stinksauer. Er fürchtet um sein Leben, verlangt Polizeischutz. Antwort: «Herr König, haben Sie sich mal angesehen, was bei Wikipedia unter dem Stichwort «Regionalkrimi» steht? Da werden allein für Deutschland mehr als hundert Autoren verzeichnet! Wenn wir alle diese Schreiberlinge unter Polizeischutz stellen wollten, könnten wir keinen einzigen Fall mehr bearbeiten.»

Der Triebtäter entstammt der Krimi-Satire «Soko Heidefieber» von Gerhard Henschel, Untertitel: «Ein Überregional-Krimi». Die Wikipedia-Behauptung allerdings ist keine Erfindung. In Deutschland tummeln sich über hundert Autoren, zählt man jene in der Schweiz, Österreich und noch die aus Italien (bevorzugtes Gebiet: Toskana) und Frankreich (beliebteste

Mordregion: Provence) hinzu, dann kann man Gerhard Henschel verstehen.

Land-, nicht Heimatliebe

Die Plage offenbart sich schon in den Titeln: «Eiskalte Ostsee», «Der Tote im Strandkorb», «Stürmisches Sylt», «Isartod», «Der Tote im Fiaker», «Sissis Kopf», «Bündnerfleisch», «Reusschlinge», «Lavendel-Tod», «Tod in der Provence», «Die Bestie von Florenz», «Hochamt in Neapel». Angesichts unseres Hangs zu etikettieren wird die Gattung penibel eingeteilt in Heide-, Nord- und Ostsee-, Sylt- und Husum-, Franken-, Allgäu-, Schwaben-, Oberpfalz-, Luzern-, Zürich-, Bern-, Wallis- und Bündner Krimi. Der SPD-Gesundheitsexperte Karl Lauterbach müsste das Handtuch werfen; dieses Virus ist nicht in den Griff zu bekommen. Die Hotspots nisten in jedem Winkel.

Auch die *hard-boiled*-Klassiker wie die von Dashiell Hammett, Raymond Chandler und Co. hatten ihre klardefinierten Jagdreviere. Das waren und sind auch bei ihren Nachfolgern urbane Dschungel. Daran gemessen sind die Regionalisten blumenzupfende Wiesenträume, die das Leben im Winkel feiern, ihre Pracht und Idylle, auch wenn in ihr Böses lauert. Schon die Briten in der Tradition von Agatha Christie haben die Gärten und Flure des flachen Landes gerne mit Blut getränkt, und im alten Heimatroman à la Ludwig Ganghofer ging es zuweilen auch sehr rustikal zur Sache («Der Klosterjäger»). Was ist also neu, was das

Alleinstellungsmerkmal der aktuellen Regio-Krimis, abgesehen von ihrer inflationären Zahl?

Im Zeitalter mobiler Hektik sind Rückzugsorte für die seelische Reinkarnation immer beliebter geworden. Das «Traumschiff» ging auf Exotikreisen, der «Bergdoktor», Zeitschriften wie *Landlust* und *Landliebe* und selbst Gourmet-Tempel zelebrieren das Regio-Glück der heimatlichen Scholle. Der Krimi ist das Pendant dazu, die dramatisierte Landliebe. Und die Betonung liegt auf Land-, nicht auf Heimatliebe.

Wer also etwa Sylt-Krimis schätzt, muss nicht unbedingt auf der Insel beheimatet sein; er schätzt den Ort, weil er immer wieder

Wenn Mimi die Gegend kennt, die im Roman auftaucht, wird's im Bett noch gemütlicher.

zu ihm zurückkehrt, zur Erholung, zur Ruhe. Er oder sie wird es behaglich finden, wenn in einem einsamen Hotel in den Dünen Ex-Schulfreundinnen ein Wiedersehen feiern und dann ein Mord für Gänsehaut sorgt («Blutdünen»). Wolken, Wind und Sand, alles bekannt. In der «Reusschlinge» wird eine verwesene Hand aus der Reuss gefischt, dann eine «grausam zugerichtete Frauenleiche» gefunden, alles schön eingebettet im Luzerner Wohlfühl-Ambiente. Früher ging die Mimi ohne Krimi nicht ins Bett. Heute auch nicht, aber wenn sie die Ge-



gend kennt, die im Roman auftaucht, wird's im Bett noch gemütlicher.

Führende Verlage für Regio-Krimis sind Emons (Köln) und Gmeiner (Baden-Württemberg). Ihr Geschäft brummt. Manche Autoren haben Startauflagen von 10 000 wie die Schweizerin Silvia Götschi («Engelberg»). 1984, behauptet Emons, habe er mit «Tödlicher Klüngel» den Boom ausgelöst. Gmeiner und Emons widmen sich zu achtzig Prozent den Regio-Krimis. Der Rückzug und die Ritualisierung heimatlicher Gefühle in Zeiten der Unübersichtlichkeit und sozialer Anonymität sind zwar das Geschäftsmodell, aber zunehmend werden den Autorinnen und Autoren Regeln abverlangt, um in der Flut aufzufallen. Dazu gehören Roman-Anfänge, Marotten der Ermittler oder Ermittlerinnen (sie sollen ja zu seriellen Leben erweckt werden). Die Mordfälle sind das Kontrastmittel, das die Erwartungssicherheit, um die es geht, erst richtig zur Geltung bringt.

Mord als Lockmittel

Die Erfolgreichsten unter ihnen, wie Donna Leon mit ihrem in Venedig ermittelnden Commissario Brunetti und Martin Walker mit seinem Dorfpolizisten Bruno im idyllischen Périgord, verstehen dieses Spiel virtuos (beide erscheinen bei Diogenes). Ihre Welt sind heimelig zelebrierte Refugien vor den Stürmen einer radikal sich verändernden Gesellschaft. Donna Leon verleiht Venedig einen trans-

zendierenden, melancholischen Glanz, und Walker lässt das Provinz-Kuscheldasein eines Marcel Pagnol wieder aufleben. Der Mord ist das Lockmittel, um sich in die Idylle fallenzulassen wie hinter einen warmen Kachelofen.

Das «Rehagout-Rendezvous»

Zelebrieren Leon und Walker eine gepflegte kulturelle Würde, griff die Dritte im Bund der sehr Erfolgreichen zu einer gegenteiligen Masche: der Frei-Schnauze-Schreibe. Rita Falks derbe bayerische Dorfgeschichten heißen «Kaiserschmarrn-Drama», «Zwetschgendatschi-Komplott» oder «Rehagout-Rendezvous». Rita Falk hob den Regio-Krimi in eine Rap-Sphäre, sagt ihr Verlag (DTV). Das Land ist von der Stadt durchseucht, die Figuren sind deppert, hinterfotzig, schlampert bis zur Kenntlichkeit. Falk ist Kult, und die Verfilmungen sind es auch, weit über die Weisswurstlinie hinaus.

Waldemar König übrigens, der verfolgte Autor aus Gerhard Henschels Satire «Soko Heidefieber», sucht, weil die Polizei keine Hilfe ist, bei Stephen King Unterstützung. Der aber meint nur, die Morde seien sicher «als angewandte Literaturkritik» zu verstehen.

Kraft aus Bibelworten

Christoph Mörgeli

Andrea Marco Bianca, Katharina Hoby (Hrsg.): Hoffnungszeichen in Krisenzeiten. Reinhardt. 144 S., Fr. 25.90

Mit zunehmender Dauer der Corona-Pandemie steigen die Verunsicherung und die Hoffnungslosigkeit vieler Menschen. Wie kann den täglichen beunruhigenden, ja verängstigenden Medienschlagzeilen ein unvergängliches Bibelwort entgegengestellt werden, das tröstet, aufrichtet und eine befreiende Perspektive schafft? Das Theologenpaar Andrea Marco Bianca (Kirchenrat und Gemeindepfarrer in Küsnacht) und Katharina Hoby (Spitalseelsoorgerin an der Klinik Hirslanden) hat Pressemeldungen, Bibelzitate und Kalligrafien mit zugehörigen Reflexionen bekannter, interessanter Zeitgenossen zusammengefügt. Entstanden ist daraus ein buntes, anregendes und ästhetisch ansprechendes Kaleidoskop von über fünfzig Hoffnungszeichen.

Es war den Herausgebern ein Bedürfnis, die Bibelworte für einmal nicht durch Pfarrerinnen und Pfarrer auslegen zu lassen, sondern in bester reformierter Tradition mehr oder weniger gläubige «Laien» zu Wort kommen zu lassen. Eindrücklich ist auch, was passionierte Schrift- und Buchstabenkünstler in unter-

schiedlichem Stil mit Form und Farbe beizutragen vermögen. Dabei handelt es sich um die ganze Bandbreite von etablierten Professionellen bis zu Anfängern, koordiniert durch Manuela Maurer, Co-Präsidentin der Schweizerischen Kalligraphischen Gesellschaft.

So wird beispielsweise der NZZ-Schlagzeile «Das Gewerbe steht unter Schock» das Bibelwort Hiob 7, 11 gegenübergestellt: «Darum will auch ich meinen Mund nicht zügeln, will

Die «Zehn Corona-Gebote» bieten Anweisungen zu Leben, Glauben, Hoffen, Lieben, Danken und Beten.

reden in der Not meines Herzens, will klagen im bitteren Leid meiner Seele.» Die Verse werden in gotischer Schrift auf aquarelliertem Grund wiedergegeben, wobei uns das Wort «Schock» aus gelb-rosa-schwarzen Sturmwoogen entgegenbrandet. Dazu kommentiert der Automobilunternehmer Walter Frey die Notwendigkeit, dass die von den Massnahmen ganz direkt Betroffenen ihren Mund nicht zügeln dürfen, sondern die Konsequenzen einer weitgehenden Wirtschaftsblockade aufzeigen müssen.

Als weitere Autoren konnten die Initianten Andrea Marco Bianca und Katharina Hoby zahlreiche Persönlichkeiten aus Medien, Unterhaltung, Sport, Wirtschaft, Kultur, Politik und aus dem Gesundheitswesen gewinnen. Zum Schluss wird prägnant erzählt, dass die Bibel als berühmtestes Buch der Welt eigentlich eine Bibliothek von verschiedenen Schriften aus über tausend Jahren darstellt. Die abschliessenden «Zehn Corona-Gebote» bieten Handlungsanweisungen zu Leben, Glauben, Hoffen, Lieben, Danken und Beten in diesen aussergewöhnlichen Zeiten.



„Das ist mal wieder typisch! Den ganzen Tag nur faul in der Sonne rumliegen und nichts tun...“

Doktor der Dandys und Duellanten

Thomas Bodmer

Julian Barnes: Der Mann im roten Rock.
Aus dem Englischen von Gertraude Krueger.
Kiepenheuer & Witsch. 304 S., Fr. 37.90

Auch so kann ein Buch entstehen: Im Jahr 2015 besucht der englische Romancier und Kunstliebhaber Julian Barnes eine Ausstellung von Porträts des amerikanischen Malers John Singer Sargent in der Londoner National Portrait Gallery. Besonders gut gefällt ihm ein Bild, das eine Orgie in Rot ist: «Dr Pozzi at Home» (1881). Im Begleittext dazu steht, der Mann, der da so selbstbewusst in einem bodenlangen Morgenrock posiere, sei Gynäkologe gewesen.

Nun kennt sich Barnes in der Belle Epoque ja sehr gut aus, schliesslich ist Gustave Flaubert (1821–1880) sein Lieblingsautor und Edgar Degas (1834–1917) sein Lieblingsmaler. Aber dieser Samuel-Jean Pozzi (1846–1918) ist ihm noch nie untergekommen. In einer Kunstzeitschrift steht über ihn, er sei nicht nur der Vater der französischen Gynäkologie, sondern er habe auch immer wieder Patientinnen zu verführen versucht. Barnes' Interesse ist geweckt: ein Mann, der Frauen hilft, aber sie auch ausnutzt?

Mehr als ein Sittengemälde

Noch während er an seinem Roman «Die einzige Geschichte» sitzt, beginnt er über den Arzt zu recherchieren und stellt bald fest: Pozzi war überall. Ausserdem war er anglophil und ein Freigeist. Als Sohn eines Pfarrers wurde er Atheist und Wissenschaftler, übersetzte Charles Darwin ins Französische, reiste aus Frankreich nach Schottland, um Joseph Lister kennenzulernen, den Begründer der antiseptischen Chirurgie, war Liebhaber und Freund von Sarah Bernhardt, der berühmtesten Schauspielerinnen ihrer Zeit, half als Arzt mehr Armen als Reichen und verkehrte gleichzeitig in den höchsten Kreisen.

Von ihm stammt der Satz: «Chauvinismus ist eine Erscheinungsform der Ignoranz.» Und der ging Barnes durch und durch, denn am 23. Juni 2016 stimmten knapp 52 Prozent der Britinnen und Briten für den Austritt aus der EU. So wurde «The Man in the Red Coat» für seinen Verfasser nicht nur zu einem Sittengemälde der Belle Epoque, sondern auch zu einem Buch über französisch-britische Beziehungen.

In seiner Nachbemerkung dazu schreibt er in der einmal mehr exzellenten Übersetzung von Gertraude Krueger: «Ich habe dieses Buch im letzten Jahr vor Grossbritanniens verblendetem, masochistischem Austritt aus der Europäischen Union geschrieben.» Und als Sohn eines Ehepaars, das Fremdsprachen unterrichtet hatte, stellt er fest, dass in seiner



Orgie in Rot: «Dr Pozzi at Home»
von John Singer Sargent.

Heimat immer weniger Sprachen gelehrt und gelernt werden. «Doch wie jeder Sprachlehrer und jeder Sprachschüler weiss, versteht man, wenn man eine fremde Sprache versteht, auch die Menschen, die diese Sprache sprechen, und mehr noch, man versteht, wie sie das eigene

*Barnes' Interesse ist geweckt:
ein Mann, der Frauen hilft,
aber sie auch ausnutzt?*

Land sehen und verstehen. Es beflügelt die Vorstellungskraft.»

An dieser hat es Barnes nie gemangelt. Doch «Der Mann im roten Rock» ist kein Roman, sondern, wie erwähnt, ein Sittengemälde, und so versagt sich der Autor, irgendwelche Dinge zu erfinden. Er erzählt uns nur das, was er über seine einst real existierenden Heldinnen und Helden in Erfahrung gebracht hat, und öfter mal gesteht er, dass wir dies und jenes, was wir so gerne wüssten – gerade auch darüber, was Dr. Pozzi in den verschiedenen Betten trieb –, eben nicht wissen.

Apropos: Es kommen in diesem Buch eine Menge Namen vor, die man nicht unbedingt kennt. Davon darf man sich aber nicht abschrecken lassen, denn zu gegebener Zeit erzählt uns Barnes dann schon, was wir über sie wissen müssen. Ausserdem ist das Buch reich illustriert, unter anderem mit Fotos, die damals Schokoladen der Firma Potin beilagen und bekannte Persönlichkeiten zeigten. Das waren nicht nur Sportler und Schauspielerinnen, sondern eben auch Dr. Pozzi.

«Wohlfeile neue Jungfräulichkeit»

Es ist ausgesprochen kühn, wie Barnes von einer Figur zur anderen springt, von Dandys zu Duellanten – beides für die damalige Zeit typische Erscheinungen. So schreibt Guy Maupassant über das Duellieren: «Die Windigen, die Zwielfichtigen und die Kompromittierten versuchen, sich damit eine wohlfeile neue Jungfräulichkeit zu erkaufen», und das passt nur zu gut auf den tatsächlichen Bösewicht der damals Frankreich spaltenden Dreyfus-Affäre.

Was das Buch zusammenhält und zu einem so gewaltigen Lesevergnügen macht, ist dieser ganz eigene Julian-Barnes-Ton: immer leicht ironisch, aber nie von oben herab, sondern getragen von einer grossen Liebe zu den Menschen jener Zeit und ihren Exzentritäten. Und von Exzentrikern wimmelt es hier. Als Jean Lorrain – «Dandy, Dichter, Romancier», aber auch «Lästermaul, Gerüchtemacher, Ätheromane und Duellant» – auftritt, gesteht Barnes: «Jemanden wie ihn möchte man eigentlich lieber aus seinem Buch heraushalten, weil er sich zu sehr darin ausbreiten könnte.» Aber Lorrain war nun mal dreissig Jahre lang mit Pozzi bekannt. «Wie schon viele Biografen festgestellt haben, kann man sich die Freunde seiner wichtigsten Figur leider nicht aussuchen.»

Von wegen Figur: Der ebenfalls mit Pozzi befreundete Graf Robert de Montesquiou-Fezensac wurde gleich von vier Literaten als Vorlage benutzt, so vom erwähnten Lorrain, vor allem aber von Joris-Karl Huysmans für die Hauptfigur seines Romans «Gegen den Strich» und von Marcel Proust für seinen Baron de Charlus in der «Suche nach der verlorenen Zeit». Es hat etwas Rührendes und Verzweifertes, wenn Montesquiou spät seine dreibändige Autobiografie veröffentlicht, als wollte er sagen: «He, mich hat es wirklich gegeben!»

Dazu schreibt Barnes: «Kunst kann den Porträtierten in der Erinnerung fortleben lassen, aber sie kann ihn auch verändern, sogar auslöschen.» Letzteres geschieht nicht in «Der Mann im roten Rock». Dank dem Biografen Julian Barnes wissen wir jetzt, wer Dr. Samuel-Jean Pozzi war. Und wie der zu Tode kam, das würde man einem Romancier nicht durchgehen lassen, zu abgeschmackt käme es einem vor. Es ist aber die Wahrheit.

Tiefenschärfe in engen Räumen

Karl Lüönd

Florian Eitel: Anarchistische Uhrmacher in der Schweiz. Mikrohistorische Globalgeschichte zu den Anfängen der anarchistischen Bewegung im 19. Jahrhundert. Transcript. 630 S., Fr. 69.90

Der Anarchismus beruft sich auf die Freiheit und die Autonomie der Menschen und hat eine neue Gesellschaft zum Ziel, die aus freien Produktionsgemeinschaften besteht. Auch strebt er die Kollektivierung der Produktionsmittel an, doch im Gegensatz zum Marxismus mit seinem zentralistischen Ansatz gleich auch die Abschaffung der Staaten. Anarchismus lehnt jede Herrschaft von Menschen über Menschen ab. Hierarchie bedeutet für ihn prinzipiell Unterdrückung.

Dieser gegenüber steht eine idealistische Lebensform: Die Individuen leben freiwillig, selbstbestimmt und föderal in Kollektiven, die sich selbst verwalten und vernetzen.

Soweit die Theorie der Frühzeit. Sie hat noch nichts zu tun mit den Gewalttaten, die eine Generation später im Namen des Anarchismus begangen werden.

In der Schweiz entstand die erste starke anarchistische Bewegung im Uhrmachergebiet, das immer besonders anfällig war für Krisensignale aus aller Welt. Als Folge der von den USA ausgehenden stürmischen Industrialisierung und Globalisierung geriet die extrem arbeitsteilige handwerkliche Uhrenfertigung mit ihren vielen eigenwilligen Selbständigen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts unter grossen Druck.

Tiefschürfendes Geschichtswerk

Im Anarchismus sahen viele eine Gegenstrategie. «Die Anarchisten wollten versuchen, mit den Mitteln der Globalisierung eine eigene Welt aufzubauen. Sie wollten eigentlich eine Art alternative Globalisierung – von unten nach oben».



sagt der in Biel lebende Historiker Florian Eitel. Er hat in fünf Jahren das Buch «Anarchistische Uhrmacher in der Schweiz» geschrieben, das anhand der Verhältnisse im Vallon, dem Taleinschnitt zwischen Sonvilier und Saint-Imier im Berner Jura, die sozialen und politischen Randbedingungen der Uhrenindustrie zwischen 1866 und 1881 beleuchtet. Aus der historischen Dissertation ist ein tiefeschürfendes, brillantes Geschichtswerk entstanden.

Den besonderen, aus Geschichte, geografischer Situierung und politischen Bedingungen zusammengesetzten Status der Uhrenindustrie hat die deutsche Schweiz bis jetzt nie richtig verstanden. Bis zur Umwälzung unter Hayek und zum enormen Aufschwung in neuester Zeit haben sich die gleichen Besonderheiten der Uhrenindustrie immer wieder geltend gemacht: politischer Druck, Zwangskartellisierung und der Versuch, Märkte staatlich zu lenken.

Die geografische Konzentration der Uhrenindustrie in den Kantonen Bern und Neuenburg führte zu einer starken Politisierung der Branche. In allen Uhrenkartellen sassen

Langfristig wirkten die Anarchisten im Jura wie das Salz in der gesellschaftlichen Suppe.

die Gewerkschaften mit am Tisch. Über ihre Kantonalbanken gingen die Uhrenkantone unglaubliche Kreditrisiken zugunsten der Industrie ein. Die heutige Finma würde ausrasten!

Eitels Buch ist eine Chance, die Deutschschweizer Bildungslücke in Sachen Uhrengeschichte zu schliessen und besser zu verstehen, wie die heute zweitwichtigste Exportindustrie dieses Landes tickt. Die strenge Konzentration auf kleine zeitliche und geografische Fenster führt zu einer bewundernswerten Tiefenschärfe der Darstellung der ökonomischen und politischen Zustände, weit über das Kernthema der Studie hinaus. Eitel legt seine Anarchisten-Darstellung auf einen üppigen Teppich von wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Daten und Dokumenten.

Die Produktion beruht auf dem «Verlagsystem», ähnlich wie zur gleichen Zeit in der Ostschweizer Textilindustrie. Dieses Verlagsystem brachte im Jura ganze Generationen von Werkträgern hervor, die zugleich arme Proletarier und vermeintlich freie, sicher aber risikotragende Unternehmer waren, was dem politischen Konzept des Anarchismus entgegenkam. Anscheinend waren es nie viel mehr als 400 Aktivisten, die im Jura dem Anarchismus anhängen. Ihr politischer Einfluss blieb kurzfristig gering. Langfristig wirkten sie wie das Salz in der gesellschaftlichen Suppe. Sie wurden von Freund und Feind wohl stärker respektiert, als sie selbst glaubten.



Die Bibel Die Katastrophe

Noah war ein gerechter Mann und vollkommen unter seinen Zeitgenossen (Genesis 6, 9).

– Finden Sie den Alltag fade und wünschen sich zuweilen eine Umwälzung? Dann sind auch Sie empfänglich für Katastrophenmeldungen. «Katastrophlein» heisst «umwenden» und «umdrehen». Die grösste Katastrophe in der Bibel ist die Sintflut, Genesis 6 bis 9. Als Gott die Bosheit der Menschen sah, wollte er sie, die Menschen, ausrotten. Diese Einleitung nimmt sieben Zeilen ein. Dann wechselt die Tonart, und der Text schildert eine gigantische Rettungsaktion, die sich über 150 Zeilen erstreckt und die der gleiche Gott ins Werk setzt.

Noah und seine Frau, seine drei Söhne und Schwiegertöchter bauten einen riesigen Holzkasten, in dem sie mitsamt der Tierwelt die Sintflut überlebten. Zuerst hatte es Gott gereut, dass er die Menschen gemacht hatte. Nachher reute es ihn noch mehr, dass er sie hatte ausrotten wollen. Noah hatte Gnade gefunden vor dem Herrn. Dass alle acht die Rettung moralisch verdient hätten, wird nicht gesagt.

Nicht einmal Noah selbst war perfekt. Er war gerecht und vollkommen «unter seinen Zeitgenossen». Das ist eine Einschränkung. «Gerecht» ist ohnehin kein moralischer Begriff. Es gibt Menschen, die zu ihrer Zeit Hervorragendes leisten. Oft merkt das erst die Nachwelt. Und die Nach-Nachwelt findet dann wieder Haare in der Suppe. Deshalb ist bei der Geschichtsdeutung Vorsicht und Demut angebracht. Die Wohltäter und die Schurken von gestern würden vielleicht heute nicht als solche erscheinen. Und die Halunken und Helden von heute werden von der Nachwelt anders wahrgenommen.

Den Bundesrat würde ich nicht endgültig verunglimpfen. Noch viel weniger würde ich dem Gesundheitsminister huldigen und *höfelen*, wie es die aufgekratzten SRF-Damen gerne tun. Auch ihr Held übersteht die Katastrophe einzig aus Gnade.

Peter Ruch

Der letzte Medienzar

Aus einem australischen Provinzblatt machte er ein globales Multimedia-Imperium. Heute wird Rupert Murdoch neunzig Jahre alt.

Rodney Tiffen

An seinem neunzigsten Geburtstag steht Rupert Murdoch noch immer an der Spitze des Unternehmens, dessen Führung er im zarten Alter von zweiundzwanzig Jahren angetreten hat. Er kann auf eine aussergewöhnlich lange Karriere zurückblicken, nachdem er in so jungen Jahren das väterliche Unternehmen erbte und nie daran gedacht hat, den Chefsessel freizumachen.

Es ist eine Karriere von beispielloser Expansion und kommerziellem Erfolg. Murdoch erbte eine Zeitung in einer australischen Provinzstadt und machte daraus ein globales Multimedia-Imperium. Die Geschichte kann man grob in drei Phasen einteilen.

Schwindelerregende Schulden

Alles begann mit seinem Zeitungsimperium: Bis 1968 hatte Murdoch ausserhalb Australiens keine nennenswerten Beteiligungen, und 1981 war er der bekannteste Zeitungsverleger der Welt. Er hatte Anteile der grössten britischen Sonntagszeitung, *News of the World*, erworben und war nach einigen klugen Schachzügen ihr Eigentümer. Seine grösste Leistung war der Umbau der schwächelnden Tageszeitung *The Sun* zur auflagenstärksten Zeitung des Landes. Mit dem Gewinn finanzierte er andere Projekte. In den 1970ern lenkte er sein Augenmerk auf die USA, wo er die *New York Post* kaufte. Keine seiner amerikanischen Zeitungen brachte ihm viel Geld ein, aber sie verschafften ihm Einfluss in seiner neuen Heimat. Und schliesslich konnte er, mit Unterstützung der Regierung Thatcher, die angesehensten britischen Zeitungen erwerben, die *Times* und die *Sunday Times*.

In der zweiten Phase standen vor allem Film und Fernsehen im Vordergrund, und der Mittelpunkt seines Imperiums verlagerte sich in die USA. Der erste grosse Schritt war der Kauf des Filmstudios Twentieth Century Fox. Es kamen mehrere Fernsehsender hinzu, mit denen er die drei führenden US-Sender herauszufordern gedachte. Nach einigen Jahren erwarb Fox 1993 die Senderechte für die amerikanische National Football League. Das war der Wendepunkt. Auch auf dem Buch- und Zeitschriftenmarkt kaufte

er sich ein. Das war Murdochs manische Periode. 1984 wurde sein Unternehmen mit 1,5 Milliarden Dollar bewertet, fünf Jahre später war es mehr als das Sechsfache wert.

Murdochs grenzenloses Expansionsstreben hätte ihm fast das Genick gebrochen. 1990 hatte er massive Schulden angehäuft. Im Dezember 1990 war News Corp mit schwindelerregenden 7,6 Milliarden Dollar verschuldet, die sich auf 146 Institutionen in der ganzen Welt verteilten. Was ihn rettete, war die Komplexität und Unübersichtlichkeit der gegen ihn erhobenen Forderungen. Weil niemand sicher sein konnte, wer was bekommen würde, und weil auch die meisten Firmen im Grunde solide dastanden, entschlossen sich zwei Banken, ihn zu retten. Murdoch überlebte, wenngleich er von den Banken zunächst an sehr kurzer Leine gehalten wurde.

Er beabsichtigte nach wie vor, sein Zeitungsimperium auszubauen. 1986 verlegte er seine britischen Zeitungen in das neue Zeitungsviertel Wapping und brach damit die Macht der Druckergewerkschaften. Es kam zu massiven Konflikten, aber Murdoch behielt die Oberhand. Nach Schätzungen eines Rivalen konnte er die Kosten seiner britischen Zeitungen um jährlich 80 Millionen Pfund senken.



Im Jahr darauf avancierte er zum wichtigsten Zeitungsverleger in Australien. Da er inzwischen amerikanischer Staatsbürger war, hätte er theoretisch seine australischen TV-Lizenzen abtreten müssen, auch wenn es niemand sonderlich eilig damit hatte. Als die Regierung Hawke neue Bestimmungen für den Medienbesitz erliess, konnte er seine Zeitungen um mehr als das Doppelte verkaufen. Er nutzte die Gelegenheit, das grösste australische Medienunternehmen, Herald and Weekly Times, zu akquirieren, an dessen Spitze sein Vater mehrere Jahrzehnte lang gestanden hatte. Er kontrollierte nun zwei Drittel des australischen Zeitungsmarkts – eine Konzentration, wie es sie in keiner anderen Demokratie gab.

In den späten 1980ern erkannte Murdoch die neuen Chancen, die sich mit dem Aufkommen von Satelliten- und Kabelfernsehen, internationalen Übertragungen und Multikanalangeboten ergaben, und stiess konsequent in diesen Markt vor.

Es begann 1988 mit dem britischen Sender Sky Television. Anfänglich konkurrierte Sky mit dem offiziell zugelassenen Sender British Satellite Broadcasting, was beide Seiten enorm viel Geld kostete. Ende 1990 schlossen sich die beiden Gruppen zusammen, aber bald war klar, dass das neue Produkt letztlich von Murdoch kontrolliert wurde. Man schrieb weiterhin rote Zahlen, und auch diesmal bestand die Lösung darin, dass man sich exklusive Übertragungsrechte der neu formierten Premier League sicherte. Wer die Spiele der britischen Top-Liga sehen wollte, musste ein Sky-Abonnement haben.

Der zweite Schritt war die Übernahme des Medienkonglomerats Star India, das sich als profitables Unternehmen erwies. Aber Murdochs Hauptaugenmerk galt China. Fünfzehn Jahre lang war er wie vernarrt in das bevölkerungsreichste Land der Welt mit seinem beispiellosen Wirtschaftswachstum. In den 1990ern galt Murdoch als Apologet des Pekinger Regimes. Aber 2005 warf er schliesslich das Handtuch.

Sein grösster Erfolg in den letzten fünfundzwanzig Jahren war die Gründung von Fox News 1996. Hier konnte er kommerzielle Profitabilität mit seinem Streben nach politischem Einfluss



Überzeugter Unternehmensmonarch: Medien-Tycoon Murdoch.

besonders geschickt kombinieren. Die Präsidentschaft Trump war das goldene Zeitalter von Fox News. Trump und sein Umfeld boten dem Sender privilegierten Zugang und verliehen ihm damit politische Macht. Dank hervorragender Einschaltquoten und glänzender Profite war Fox im Jahr 2020 in den USA der drittbekannteste Sender nach NBC und CBS.

Murdoch erkannte früh, dass durch das Internet mehr Unternehmen vernichtet als entstehen

Murdochs grenzenloses Expansionsstreben hätte ihm fast das Genick gebrochen.

würden. Er selbst machte Fehler wie andere auch, aber 2019 traf er eine weitsichtige Entscheidung – er verkaufte den grössten Teil von Fox Corporation an Disney. Das war ein kluger Schritt, mit dem er sein Imperium an die Realitäten des digitalen Zeitalters anpasste und dafür sorgte, dass künftig Disney-Dividenden an seine Familie und andere Anteilseigner fließen würden.

Politisch war Murdoch stets Republikaner, und seine britischen Boulevardblätter hatten einen immensen Hunger auf Skandale im Königshaus. Gleichzeitig war er ein überzeugter Unternehmensmonarch. Für ihn war immer klar, dass eines seiner Kinder die Nachfolge antreten würde, und nun ist Lachlan Murdoch der aussersehene Kandidat. Viele Beobachter fragen sich, wie er sich wohl schlagen wird, aber eines ist sicher: Wenn er Lach-

lan Smith hiesse, käme er als Nachfolger nicht in Betracht.

Er wird vor gewaltigen Herausforderungen stehen. Vom Murdoch-Imperium ist ein Flickenteppich von Firmen mit ungewisser Zukunft geblieben. Das wichtigste und profitabelste Unternehmen ist Fox News, aber niemand weiss, wie es mit dem Sender in einer Post-Trump-Welt weitergehen wird. Fox Sports ist ebenfalls profitabel, aber dieser Bereich mit seinen Übertragungsrechten ist extrem volatil. Wichtig sind noch die Zeitungen in Amerika, Grossbritannien und Australien, aber viele von ihnen schreiben rote Zahlen, und vielleicht hat nur das *Wall Street Journal* langfristig gute Chancen.

Rupert Murdoch hat in einer stetig sich wandelnden Medienlandschaft Karriere gemacht. Er begann, bevor das Fernsehen nach Australien kam, stellte sich auf neue Herausforderungen ein und nutzte die Chancen von Satelliten-TV und Multikanalangeboten. Heute ist nicht mehr klar, wie lange und in welcher Form sein Imperium weiterleben wird. Als Rupert Murdoch im März 2011 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, zeichneten sich bereits mehrere Katastrophen am Horizont ab. Er hatte genug von seiner scharfzüngigen und oft abwesenden Frau Wendi (37 Jahre jünger), die er 1999 geheiratet hatte. Im Juni 2013 reichte er die Scheidung ein, weil er (ob zu Recht oder nicht) vermutete, dass Wendi und Tony Blair eine Affäre hatten.

Es gab Hinweise, dass gegen seine Londoner Gazetten ermittelt wurde, und nach einem Artikel von Nick Davies im *Guardian* beschäftigte

der Abhörskandal um die News of the World noch lange die britische Öffentlichkeit. Die direkten Kosten (Entschädigungszahlungen und Anwaltskosten) dürften sich auf Abermillionen Pfund belaufen haben. Und das alles in einer Zeit, in der Auflage und Werbeeinnahmen dieser stets profitablen Blätter wegen der digitalen Revolution in den Keller gingen.

Frieden auf dem Weingut

Seinen neunzigsten Geburtstag wird Murdoch vermutlich entspannter begehen können. Durch den Deal mit Disney konnte er die grösste Gefahr für seine Familie und die Anteilseigner abwenden. Seit vier Jahren ist er glücklich mit Jerry Hall verheiratet. Bei der Hochzeit waren alle sechs Kinder anwesend – Prudence (von seiner ersten Frau Patricia), Elisabeth, Lachlan und James (von seiner zweiten Frau Anna, mit der er 32 Jahre verheiratet war) sowie Grace und Chloe (von Wendi). Es gibt zwar hin und wieder Berichte über familiäre Konflikte, aber Rupert und seine älteren Kinder hatten immer eine enge und liebevolle Beziehung.

Pandemiebedingt werden, wenn überhaupt, nur wenige seiner Kinder zur Geburtstagsfeier nach Kalifornien reisen können. Aber wir dürfen vermuten, dass er auf seinem Weingut Moraga Vineyards sehr viel mehr in Frieden mit der Welt lebt als noch vor zehn Jahren.

Rodney Tiffen ist emeritierter Professor für Politikologie an der Universität Sydney. Er ist der Verfasser der Biografie: «Rupert Murdoch – A Reassessment» (2014).

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Kunst

Fesselnde Blicke

Angelika Maass

Ottilie W. Roederstein:
Kunsthhaus Zürich, bis 5. April

Kunsthhaus Zürich / Städel Museum, Frankfurt a. M. (Hg.): Ottilie W. Roederstein. Katalog mit 243 Abbildungen. Hatje Cantz. 208 S., Fr. 49.–

Da ist sie also wieder, die einst international renommierte Künstlerin, die ein grosses und stilistisch reiches Werk hinterlassen hat und sich für die Ausbildung von Künstlerinnen starkmachte; die emanzipatorisch und vermittelnd war, freundschaftsbegabt und eine Netzwerkerin *avant la lettre*: Ottilie Wilhelmine Roederstein, 1859 in Zürich geboren, 1937 in Hofheim am Taunus gestorben. Einer ihrer lebenslangen Freunde war Sigismund Righini. In herzlichem Ton schrieb ihr einstiger Schüler, zwei Jahre vor ihrem und vor seinem Tod, an Weihnachten 1935 an sie und adressierte seine Postkarte mit «Ottilie Roederstein / Maler».

Die männliche Form ist kein Zufall. Längst hatte sich Ottilie Roederstein ihren Platz in der männlich dominierten Kunstwelt erobert, wo man Frauen gegenüber so lange voreingenommen war, ihnen den Zugang zu den Akademien verwehrte – und ihnen viele Motive gar nicht erst zutraute. Über acht Jahrzehnte nach ihrem Tod ist Roederstein nun in ihre Geburtsstadt und ins Kunsthhaus Zürich, mit dem sie ebenfalls sehr verbunden war, zurückgekehrt.

Rund achtzig repräsentative Gemälde und Zeichnungen hat Kuratorin Sandra Gianfreda für die Begegnung mit Roederstein ausgewählt, lauter Werke von grosser Frische, die noch immer sehr unmittelbar wirken. Ergänzt werden sie von vielen, vor allem fotografischen Dokumenten (darunter auch die erwähnte Karte von Righini) und einer Reihe von Bildern – insbesondere Landschaften französischer Zeitgenossen – aus ihrer eigenen Sammlung, die sie dem Kunsthhaus bereits 1920 vermachte.

Menschen stehen im Mittelpunkt der Schau, in Auftrags- und freien Porträts; dazu Menschen, die einen Typus oder eine Lebenssituation verkörpern: das Waisenkind, der Sieger, Grossmutter und Enkel, der Kirschenjunge, die Verlobten. Und Ausnahmehenschen: Maria mit dem Kind, Magdalena unter dem Kreuz, die Muttergottes über den toten Gottessohn gebeugt. Mit den religiösen Motiven beschreitet Roederstein souverän ein sonst von Männern beherrschtes Terrain. Raffiniert die in hellen, warmen Tönen gehaltene Bild-in-Bild-Szenarie der Madonna, deren Kind sich direkt an den Betrachter wendet; nicht weniger raffiniert die



Raffinierte Porträtkünstlerin: Ottilie W. Roederstein, «Kirschenjunge», 1899.

ausschnitthaft gesehene Magdalena, eine leicht laszive Fin-de-Siècle-Erscheinung in packenden El-Greco-Farben. Oder die Pietà, auch sie ein Werk aus grosser Tradition: ein stummes letztes Zwiegespräch voller Innigkeit.

Die Ausnahmehenschen sind aber nicht nur göttlicher Art, sondern besonders auch Frauen, die mit beiden Beinen fest im Leben stehen

Wie viel Atmosphäre ist in ihren Bildern, wie viel kluger Farbsinn zeigt sich da, wie viel Direktheit.

und sich in ihrem Sein und Tun erfolgreich behaupten. Da ist Elisabeth H. Winterhalter, die von Deutschland in die Schweiz kommen musste, um sich den Traum eines Medizinstudiums zu erfüllen. Roederstein und Winterhalter, die eine bedeutende Frauenärztin wurde und sich für die Rechte der Frauen engagierte, fanden bald zueinander und gründeten eine Lebens-

gemeinschaft, die sie 1891 nach Frankfurt und später ins eigene Haus ins nahe Hofheim führen sollte. Dem Bildnis der schönen, jungen Ärztin begegnet man im ersten Raum der Ausstellung, wo herausragende Beispiele der frühen Porträtkunst Roedersteins versammelt sind, die sich nach Ausbildungsjahren in Zürich, Berlin und Paris rasch einen Namen machte.

Mag sich die Künstlerin auch in den Bahnen von Tradition und Konvention bewegen, der Qualität tut das keinen Abbruch. Wie viel Atmosphäre ist in ihren Bildern, wie viel kluger Farbsinn zeigt sich da, wie viel Direktheit. Dazu kommen – auch das klassisch, akademisch – die Genauigkeit im Erfassen der Persönlichkeit und die Grosszügigkeit im Detail. Leuchtendes Beispiel für die Kunst einer Frau, die heute als wichtigste Schweizer Porträtistin der frühen Moderne gilt, möge hier das Bildnis ihrer jüngeren Schwester mit rotem Schirm sein. Oder das grosse der rothaarigen Miss Mosher mit der alabasterweissen Haut, ein Salonstück

erster Güte – und am «Pariser Salon» stellte Roederstein ab 1883 während dreissig Jahren regelmässig mit Erfolg aus. Von ganz eigenem Zauber ist schliesslich das Porträt einer jungen Frau mit Korallenkette, unverrückbar und wahr vor rotlodernem Hintergrund.

Später werden Roedersteins Porträts – die wenigen Exponate mit Akten, Landschaften oder Stillleben fallen weniger ins Gewicht –, «trockener», eigenwilliger, sachlich-nüchtern: vielleicht moderner. Roederstein, die sich in der Kunstgeschichte und den zeitgenössischen Strömungen ausgesprochen gut auskennt, lässt sich anregen, von den Malern der Renaissance bis Hodler; wechselt zudem verschiedentlich den Stil und bewegt sich zwischen malerischem Ausdruck und zeichnerischer Strenge.

Das zeigt sich eindrücklich in der Auswahl von Selbstbildnissen, die im Schaffen der Künstlerin mit über achtzig Exemplaren eine bedeutende Rolle spielen. Selbstbewusst im doppelten Sinn, den Blick immer unerbittlicher auf sich gerichtet. Stark. Mag Ottilie W. Roederstein auch keine Jahrhundert-, keine Avantgardenkünstlerin sein: Unsere Aufmerksamkeit und teilnehmende Bewunderung verdient sie in jedem Fall.

Klassik

Viel zu gut für Zürich

Christian Berzins

Andris Nelsons, Gewandhausorchester:
Bruckner, Symphonies Nos. 2 & 8.
Deutsche Grammophon

Andris Nelsons, Boston Symphony Orchestra:
Dmitri Shostakovich – Under Stalin's Shadow.
Symphonies Nos. 6 & 7. Deutsche Grammophon

Das Flimmern im Adagio scheint greifbar. Der Dirigent erschafft mit seiner Hundertschaft an Musikern einen Klang so fein wie Baumwollblüten. Man ahnt, wie er das Orchester zur äussersten Vorsicht anhält und es doch anfleht, exakt jenen feierlichen Klang lodern zu lassen, der in seinem Feuerkopf seit Jahren für Unruhe sorgt. Wir sind in Anton Bruckners 8. Sinfonie, das Gewandhausorchester Leipzig und der Dirigent Andris Nelsons schweben via CD dem Himmel zu – und sei das nur der Beckenschlag. Der 42 Jahre alte Lette besetzt heute zwei der begehrtesten Chefposten der Welt und gehört zu den Lieblingsdirigenten der Wiener Philharmoniker. Umso erstaunlicher, dass sein Karriereweg zweimal fast in die Schweiz führte.

Als er am 19. Januar 2007 beim Tonhalle-Orchester Zürich debütiert, endet der Abend im Triumph. «Geballte Kraft, gewiss, aber immer

mit einer musikalischen Idee, deren Atem spürbar wurde», schreibe ich in der *Aargauer Zeitung*. Im Februar 2009 kommt er zurück, und meine Einleitung lautet wachträumend: «Das Tonhalle-Orchester sucht einen Chefdirigenten. Jubelte man ihm am Mittwoch bereits zu?» Der damalige Tonhalle-Intendant zaudert, und Nelsons verabschiedet sich in die grosse Klassikwelt. Dazu gehört das Tonhalle-Orchester mit seinem Chefdirigenten David Zinman nicht, auch wenn die Lokalpresse davon überzeugt ist.

Als 2014 Claudio Abbado stirbt und das Lucerne Festival seine Lichtgestalt verliert, dirigiert Nelsons Abbados Abschiedskonzert. Zurück in Riga, sagt er zu seiner damaligen Frau: «Ich habe das eigenartigste Konzert meines Lebens dirigiert.» Nelsons' Wahl scheint nur noch eine Frage der Zeit. Eine Pressekonferenz wird angesagt – und kurzfristig abgesagt...

Heute hat kein anderer Dirigent ein so breit abgestütztes Klangimperium: Auf der einen Seite des Atlantiks steht Nelsons als Chefdirigent dem Boston Symphony Orchestra vor, auf der anderen dem Gewandhausorchester Leipzig. Hier wie da spielt er CDs ein – dazwischen einen satten Beethoven-Sinfoniezyklus und als Zugabe das Neujahrskonzert mit den Wiener Philharmonikern. Müssen mittlerweile berühmte Dirigenten ihre Aufnahmen bei den Eigenlabels ihrer Orchester erscheinen lassen, hat Nelsons die altherwürdige Deutsche Grammophon bei seinen Sinfonie-Grossprojekten als Partner.

Wer Bruckners 8. Sinfonie mit dem Gewandhausorchester und Nelsons hört, erkennt, was eine musikalische Symbiose ist. Und wer die 4. Sinfonie auf einer früheren CD auflegt, wird sich fragen: Kann man glühend und gelassen dirigieren? In dieser Interpretation kommt es zu gewaltigen Klangentladungen, aber Dirigent und Orchester wissen auch, was Entspannung heisst. Wer meint, dass da ein Dirigent mit Überdruck und Mehrfachpathos durch die deutsche Romantik taumelt, irrt sich gewaltig.

Schwelgt Nelsons diesseits des Atlantiks in Bruckner-Wolken, spielt er in den USA mit dem Feuer. Mit den Musikern aus Boston nimmt er die Sinfonien von Dmitri Schostakowitsch auf. Nelsons ist fähig, die brutale Unerbittlichkeit dieser sowjetischen Musik zu glutvollem Klang zu formen, denn er hat das Erbe seines Mentors und von dessen Lehrer aufgesogen und verinnerlicht: Mariss Jansons (1943–2019) und Jewgeni Mravinski (1903–1988).

Die Pandemie schränkt den Wirkungskreis grosser Dirigenten ein, kaum einer sorgt über seine Stadtgrenzen hinaus für Aufsehen. Viele Karrieren werden stagnieren. Nelsons aber hat durch seinen ungestillten Eifer und sein Talent in den letzten fünfzehn Jahren einen Status erreicht, den ihm niemand mehr streitig macht. Und für lange Pandemie-Abende sind seine Aufnahmen ein Segen.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Alben für die Ewigkeit



Rolling Stones: Let It Bleed (1969)

Das «Torten-Album» der Rolling Stones beginnt mit dem apokalyptischen Hilferuf «Gimme Shelter», darauf folgt das bluesige, stimmungsvolle «Love in Vain».

Vieles klingt wie ein Hilferuf der Verlorenen. Das Album entsprang der intensiven, kreativen Tumult-Periode der Band. Verlust von Gitarrist Brian Jones, der «Rock and Roll Circus»-Film, Tournées durch die Staaten, das Altamont-Konzertdesaster und die Vietnam-Proteste, Plünderung und Brände.

«Let It Bleed» ist ein verregneter Streifzug durch die wildesten Chaoszeiten. Der Nachtstreuner-Blues «Midnight Rambler» und das sexbesessene, verzweifelte «Live With Me» stehen neben dem Stones-Klassiker «You Can't Always Get What You Want», dieser düsteren Drogenballade, wie sie nur Frontmann Mick Jagger so bringt:

«I saw her today at the reception / A glass of wine in her hand / I knew she would meet her connection / At her feet was her footloose man.»

Der Keyboarder Al Kooper schrieb die künstlerische Kontrolle des Albums Jagger zu. Mick war der eigentliche Produzent. Er wusste, was er wollte, und er machte so ziemlich alles. Was Brian Jones betraf, der noch auf zwei Songs mitwirkte: «Der lag einfach auf dem Bauch in einer Ecke und las einen Artikel über Botanik.»

Beeindruckt war er vom epikureischen Appetit der Stones: «Es ging immer viel Cannabis und dergleichen rum. Und zur Essenszeit fuhren dann zwei Lieferwagen vor mit einem Buffet, wie ich es in einem Studio noch nie gesehen hatte. Lammgulasch, Currys und erstklassige Desserts. Der Traum eines jeden Kiffers.»

Chris von Rohr

Lex Netflix

Zur Kasse, bitte!

Der Zeitgeist, der das Schweizer Filmschaffen umtreibt, will ein neues Make-up, aber es ist das alte: Es geht um Geld, wie immer. Da dämmert Nietzsches Albtraum von der ständigen Wiederkehr des ewig Gleichen herauf. Früher waren's die staatliche, die kantonale und die kommunale Filmförderung, deren Gelder es zu erhöhen galt. Der Schweizer Film musste ja seinen Auftrag zur kulturellen Identität des Landes erfüllen. Dann wurde das Fernsehen (SRG) in die pekuniäre Pflicht genommen.

Und nun sind's die Streamingplattformen mit ihrem betörenden Entertainment. Die will man, eingebunden in ein neues Filmgesetz, zur Kasse bitten für den Schweizer Film. Der will auch davon profitieren. Vier Prozent wären prima, Marktführer Netflix müsste dann jährlich fünf bis sieben Millionen Franken in den Schweizer Film investieren. In anderen Ländern, heisst es, seien es sogar mehr Prozente.

Kompliziert wird die «Lex Netflix», die einige Politiker nicht nur deshalb auf ein Prozent beschränken wollen, weil es auch die vielen anderen Streamingdienste, Swisscom und Fernsehsender mit Schweizer Werbefenster betreffen würde, sondern auch darum, weil Politiker wie Christian Wasserfallen (FDP) im Gesetz eine Art «Pflichtkonsum» sehen. Das Ziel, so dagegen Matthias Aebischer (SP), seien «in Bälde auch Schweizer Serien». Sein Wunsch ganz, ganz fest in Gottes Ohr.

Dort muss man auch die Auto-suggestion der Filmemacherin Sabine Boss («Jagdzeit») deponieren: «Wenn es gut ausgeht [mit der 4-Prozent-Forderung, d. Red.], dann stehen wir in den Startlöchern [...] Wir wollen Serien produzieren, die zu gesellschaftlichen Gesprächsthemen werden. Filme machen, die bewegen.» Die altbekannte Leier: erst mal Geld her, dann Filme, die bewegen. Wie wär's mal umgekehrt: erst «bewegende» Ideen, dann Geld, welches das «Bewegende» in Bewegung bringt? Netflix nimmt sie ja (Michael Steiners «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» etwa) und würde Vorschläge nicht ignorieren, wie man in Nachbarländern sehen kann. Eine erste kühne Empfehlung gab's schon: «Heidi» als Serie!

Wolfram Knorr



Schöngerechnet: «Repas de bébé».

Film

Alte Streifen, ganz neu

Linus Reichlin

Denis Shiryayev: Youtube-Kanal mit
«AI-enhanced Movies»

«Repas de bébé», den berühmten Film der Brüder Lumière, den diese 1895 drehten, haben sicherlich viele schon einmal im Original gesehen. «Original» bedeutet, dass die Menschen in diesem noch mit der Kurbel gedrehten Film verwackelt und unscharf sind und sich eine Spur zu hektisch bewegen. Selbst das Baby sieht irgendwie uralt aus, ganz zu schweigen vom schnurrbärtigen Monsieur Lumière und seiner urgrossmütterlichen Frau. Die schlechte Qualität des originalen Filmmaterials lässt keine Nähe zu den gezeigten Menschen aufkommen: Sie wirken sonderbar fern und ein wenig kurios.

Doch kürzlich habe ich mir den Film erneut angeschaut, nun aber in einer mit künstlicher Intelligenz bearbeiteten Version auf Youtube. Das Ergebnis war überwältigend. Nun wirkte das Baby so natürlich und lebensecht, dass man sich fast fragte, warum es ein so altmodisches Rüschenhemd trägt. Die Eltern sahen nun aus wie meine Nachbarn auf einem Maskenball zum Thema Fin de Siècle. Mit anderen Worten: Es waren ganz normale Menschen. Wenn man sich sehr alte Filme anschaut, weiss man natürlich, dass die Menschen, die das Einfahren einer Dampflokomotive bejubeln oder vor der Kamera überschwänglich ihre Hüte schwenken, sich genauso bewegt und genauso gefühlt haben wie wir – man weiss es verstandesmässig. Aber erst jetzt, beim Anschauen dieses *AI-enhanced movie*, empfand ich es zum ersten Mal auch.

Boom auf Youtube

Die Betonung liegt allerdings auf *enhanced*. Diese Filme, die auf Youtube gerade einen Boom erleben, weil sie unsere Sicht auf die damaligen Menschen verändern, werden durch Algorithmen nicht nur verbessert, sondern eben vor allem ergänzt. Insofern verändern sie auch unsere Sicht auf unsere eigene Zeit. Denis Shiryayev, ein russischer Amateur, der als einer

der Ersten alte Filme mithilfe von KI-Programmen bearbeitete, setzt unter manche der Filme auf seinem Youtube-Kanal den Hinweis: «Does not represent historical data.»

Das gilt insbesondere für die Kolorierung der Schwarz-Weiss-Bilder, aber natürlich erst recht für die Erhöhung der Bildrate auf sechzig Bilder pro Sekunde. Denn das bedeutet, dass zwischen die achtzehn oder 24 Bilder des Originalfilms viele vom Computer errechnete «Übergangsbilder» eingefügt werden. Dieser Prozess führt zu den geschmeidigen, lebensechten Bewegungen und Gesichtszügen der damaligen Menschen. An der Entwicklung von Algorithmen, die fähig sind, eine Abfolge von logisch zusammenhängenden Bildern selbständig weiterzuführen, wird seit vielen Jahren geforscht. Es läuft darauf hinaus, dass wir schon bald in den Ferien nur noch fünf Sekunden lang filmen, wie unsere Kinder an den Strand rennen – die restlichen zwei Minuten des Films berechnet dann ein Algorithmus, der aufgrund einer Unmenge von Daten weiss, was Kinder am Strand bei schönem Wetter in den meisten Fällen tun.

Wir hören es nicht gern, aber sehr viele unserer Handlungen sind vorhersehbar und stereotyp. Im statistischen Mittel kann man aus dem Anfang eines Ferienfilms dessen Ende relativ leicht errechnen, und zwar in Form ganzer Filmsequenzen. Dies gilt umso mehr für Einzelbilder. Wenn beispielsweise Arbeiter im Jahr 1895 eine Fabrik verlassen, ist es legitim, bei der Bearbeitung des Films ihre Bewegungen durch einzelne Bildeinfügungen zu ergänzen, da ja die nächste «originale» Bewegung mit der eingefügten zusammenpassen muss und diese nachträglich rechtfertigt. Dennoch ist ein solcher Film eben bereits kein wirklich dokumentarisches Zeugnis ehemals lebender Menschen mehr, obwohl er uns diese Menschen paradoxerweise näherbringt denn je.

Die meisten von uns sind, wenn es um Bild-dokumente geht, altmodisch. Wir glauben, dass ein fotografisches Bild mehr oder weniger die Wirklichkeit zeigt, weil es dem entspricht, was wir mit unseren eigenen Augen sehen würden, wenn wir dort wären, wo die Kamera das Bild aufnimmt. Aber es scheint, dass wir uns von dieser Vorstellung verabschieden müssen. Abgesehen davon, dass auch das, was wir bei einem Spaziergang mit eigenen Augen sehen, sehr oft nicht die Wirklichkeit abbildet, werden wir in nächster Zukunft immer mehr Filme sehen, die zwar den Anspruch erheben, dokumentarisch zu sein, von denen wir aber nicht mehr mit Sicherheit wissen können, wie viel davon aus der Wirklichkeit stammt und wie viel aus dem Computer.

Damit sind nicht willentliche Fälschungen gemeint, nicht Fake News, sondern *enhanced reality* – aus Kostengründen und weil's schneller geht. Dem Wort kann man spätestens nicht mehr trauen, seit ein früher Bibelübersetzer

das hebräische Wort für «junge Frau» ins griechische Wort für «Jungfrau» übersetzte, womit nun nicht mehr eine junge Frau, sondern eine Jungfrau ein Kind empfangt. Auf etwas Ähnliches müssen wir uns bei Filmdokumenten gefasst machen. Aber das soll niemanden davon abhalten, sich auf Youtube die neue Version von «Repas de bébé» anzusehen, in der die kleine Andrée zu einem etwas künstlichen, aber wundervollen neuen Leben erweckt wird.



Charakterkopf: Ani DiFranco.

Pop

Utopie für ein verletztes Land

Thomas Wördehoff

Ani DiFranco: Revolutionary Love.
Righteous Babe Records

Man könnte meinen, sie sei einfach nur übersehen worden, als sie einst von den mächtigen Wellen des Mainstreams beiseitegeschwemmt wurde. Doch ganz so verhält es sich nicht: Nach dreissig Jahren, zwanzig Alben, einem Grammy, zwei Gay/Lesbian American Music Awards und unzähligen Konzertkilometern, die vermutlich Bob Dylans «Never Ending Tour» in den Schatten stellen, ist Ani DiFranco eigentlich ganz gut im Geschäft. Okay, in Europa läuft sie seit einem Vierteljahrhundert unter der WG-verdächtigen Rubrik des «Geheimtipps» – ob jedoch ihre Musik als lauwarmer Kuschel-Background tatsächlich auch wohngemeinschaftsfähig ist, sei dahingestellt.

Ani DiFranco gehört zu den eigenwilligsten Charakterköpfen der Musikindustrie. Mit neunzehn Jahren gründete sie ihr eigenes Label Righteous Babe Records, auf dem sie seit An-

beginn veröffentlicht. Die zweifache Mutter brachte ausserdem zwei akklamierte Gedichtbände und ihre Memoiren heraus, setzt sich als Feministin konsequent auch für die Belange von Lesben und Schwulen ein und gilt – man ahnt es fast – als linksliberale Aktivistin. Für ihren Mentor Pete Seeger («If I Had a Hammer») war sie «die Fackelträgerin der nächsten Generation». Von rechts betrachtet, scheint der Fall klar: Die Dame ist ein nervendes One-Woman-Kampfgeschwader.

Neugier statt Shutdown

Wer von derlei Befürchtungen geplagt wird, sollte sich trotzdem und unbedingt das jüngst veröffentlichte neue Werk der mittlerweile 50-jährigen Songwriterin anhören: «Revolutionary Love» – das ist gleichsam auch politisches Programm. Gemach: Nichts da von verbissen skandierten Parolen, agitatorisch herausgebrüllten Klischees – nein, Ani DiFranco enthüllt einen «remarkable genre-hopping pedigree», wie ein amerikanischer Kritiker schrieb. Besagter Multikulti-Stammbaum verfügt über ein tatsächlich imponierendes Wurzelwerk: Mit enthusiastischen Motown-Anklängen, Funk-, Samba- und Latin-Grooves, Folk-Verweisen bis hin zu ausgiebigen Blues- und Barjazz-Passagen im Gepäck promenierte und tanzte die – nebenbei gesagt – fantastische Gitarristin mit ihrer vorzüglichen Band lässig und verspielt durch die elf luftigen Songs des Albums. In einer Zwei-Tage-Session haben sie und ihr Trupp das Material während des Lockdowns im vergangenen März eingespielt und pünktlich zur Amtseinführung Joe Bidens auf den Markt gebracht.

«Revolutionary Love» liefert auch einen Kommentar zum vielbeschworenen Riss, der Amerikas Gesellschaft seit geraumer Zeit zu schaffen macht. DiFrancos Texte sind weniger politisch-moralische Headlines – sie wählt die gefährliche Route der poetischen Selbstentblössung. Schon mit dem Motto begibt sie sich auf Glatteis. «Love and compassion» wünscht sie sich für den gesellschaftlichen Diskurs und rät trotz eigener Ängste («I sleep with one eye open / And I hold my breath til dawn») zu «Neugier statt Shutdown» im Umgang mit dem Gegner – fast schon eine Maxime für ein Amerika ohne Trump. «I'll decide when I'm ready / To forgive but not forget / I will ask you questions / I will try to understand / And if you give me your story / I will hold it in my hands», singt sie in «Revolutionary Love». Eine Art aufgeklärtes Christentum ohne Gott wäre das und ist als Utopie für ein verletztes Land erst mal ein Angebot. Mag sein, dass eine solche Zuversicht auf den ersten Blick reichlich blauäugig daherkommt – die Alternative wäre dann wohl Donald Trumps «Fight like hell»-Rede vom 6. Januar. Ohne Zweifel hat Ani DiFrancos «Revolutionary Love» die besseren Texte – sicherlich aber auch die bessere Musik.

Jazz

«To play the space»

Peter Rüedi

Jakob Bro (Arve Henriksen, Jorge Rossy):
Uma Elmo. ECM 2702 3528227

Das neue Trio des dänischen Gitarristen Jakob Bro ist eine Band, der eine Art alchemistische Magie gelingt. Im Spätsommer des Coronajahrs 2020 traf Bro den norwegischen Trompeter Arve Henriksen und den spanischen Schlagzeuger Jorge Rossy im Auditorium des Radios in Lugano zum allerersten Mal – und es stellte sich auf Anhieb eine bis in Mikroreflexe funktionierende Gruppentelepathie ein, wie wir sie sonst in der improvisierten Musik nur von langjährigen Ensembles kennen.

Die drei nehmen sich so weit zurück, dass sie sich und ihre Musik fast zum Verschwinden bringen. «To play the music means to play the space» – ein Raum, der mit seinem Sog die Einbildungskraft des Zuhörers herausfordert. Keine «interessante» Musik, sondern eine, die im Wortsinn «er-greift». Eine Musik wie ihr eigenes Echo, sozusagen.

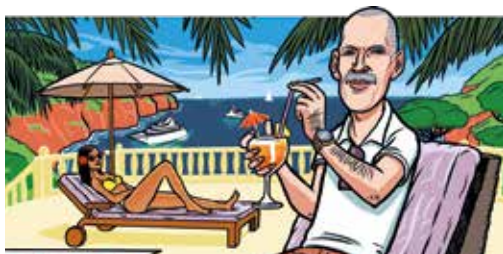
Zu sagen, sie sei in ihrem Minimalismus eine «Musik ohne Eigenschaften», wäre missverständlich. Aber gewiss ist sie, trotz den Umständen (das prekäre Aufnahmedatum; die Tatsache, dass Bro in seiner Musik im Detail an einige grosse Verstorbene erinnert, mit denen er gearbeitet hat: den Drummer Paul Motian, den Saxofonisten Lee Konitz und den Trompeter Tomasz Stanko; und dass das Album als Titel die Namen seiner beiden Kinder Uma und Elmo trägt) – gewiss ist dies keine Musik, die etwas «bedeutet». Sie ist. Und löst damit im Zuhörer all diese Ober- und Untertöne aus.

Die neun Kompositionen von Jakob Bro, teils neu, teils älter wie der Titel «Reconstructing a Dream» (geschrieben in seiner Zeit mit Paul Motian), reihen sich zu einem eindringlich melodios-melancholischen *tenebroso* jenseits von Dur und Moll.

Die Melodieführung liegt meist bei der Trompete von Henriksen, in der Dynamik differenziert zwischen Flüstern, humanem Parlando und gelegentlich spitzen Schreien; die Gitarre sorgt für die suggestiven Hallräume und mischt sich eher selten mit traditionellen Pizzicati ein. Drummer Rossy ist ein sehr konzentrierter, sparsamer und inspirierender Statthalter Paul Motians (oder ein Schlagzeugbruder von Bros früherem Partner Jon Christensen), ein kreativer, inspirierender perkussiver Raumkünstler.

Insgesamt ist dies übrigens ein Album, das abermals die Langsamkeit neu erfindet. Sehr bewegend.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Querulant

Mark van Huisseling

Frühling ist eine schöne Zeit, finde ich. Es gibt vieles, was im März, April, Mai ansteht, worauf man sich freuen kann – vor allem dieses Jahr, in dem bereits früh warme Temperaturen herrschten, und wenn möglicherweise bald Restaurants und andere besuchenswerte Lokale wieder öffnen. Was in diesem Frühjahr voraussichtlich ausfallen dürfte, ist die ordentliche Versammlung der Stockwerkeigentümergemeinschaft (STWEG).

Das ist ein kleiner Verlust im besten Fall respektive ein grosser Gewinn im weniger guten Fall. Ihr Kolumnist erlebt beide Fälle in zwei STWEG; als Revisor schlägt er sich etwa mit Schneeräum-Rechnungen von Facility-Management-Anbietern, vulgo Hauswarten, herum oder prüft Energie-360°-Gaszählerstände (früher Erdgas Zürich – was gut zu wissen ist, wenn man in älteren Ordnern wühlt).

Im Grunde ist solches aber *easy*; schwierig kann's werden je nach Zusammensetzung der STWEG, in der ein Mitglied manchmal über wenig Gemeinsinn verfügt. Oder wie Sartre in «Geschlossene Gesellschaft» schrieb: «L'enfer, c'est les autres» («Die Hölle, das sind die anderen»; ob er auch Stockwerkeigentümer war?). Ein Bekannter jedenfalls, der jüngst seine Eigentumswohnung verkaufte wegen eines Miteigentümers und -bewohners, hat mir die Schrift «Der Querulant im Stockwerkeigentum: Wie geht man mit ihm um?» von Amédéo Wermelinger gesandt.

Die gute Nachricht, auf die ich darin stiess: Oft werde schon einer als Querulant bezeichnet, der bloss ein unangenehmer Stockwerkeigentümer sei. Damit sei keine psychiatrische Einschätzung verbunden, sondern

nur eine sprachliche Verkürzung. Mit anderen Worten, es besteht Hoffnung, dass in unserer STWEG (und denkbarerweise auch in Ihrer) lediglich ein Rechthaber oder Nörgler sitzt.

Liegen aber mehrere der folgenden Merkmale vor, schreibt Rechtsanwalt Wermelinger, könnte man es mit einem zu tun haben, der ein Krankheitsbild aufweist, nicht nur mit einem *Stürmsiech*: überhöhtes Selbstwertgefühl, narzisstische Züge, Toleranz und Frustrationsfähigkeit in geringem Mass, Intelligenz sowie Kenntnis des Rechts, Neigung zu Groll und Humorlosigkeit, ausserdem zu Misstrauen bis zur Verschwörung, Verlust der Angemessenheit und des Sinnes für das Wesentliche und, endlich, übersteigerte Argumentations- oder Schreibwut.

Ein möglicher Grund liegt laut Autor, der in seiner Praxis mit Querulanten als Gegenpartei, aber auch, nolens volens, Klienten zu tun habe, im Nichterreichen der als legitim empfundenen beruflichen Erfüllung. Zwar gehören Querulanten mit Stockwerkeigentum der mittleren bis oberen sozialen Schicht an. Sie haben jedoch oft das Gefühl, zu noch Höherem berufen zu sein, was ihnen – nach ihrer Wahrnehmung nicht eigenverschuldet – verwehrt geblieben ist. Und noch das: Querulanz trete meist erst ab ungefähr vierzig Altersjahren ein, wenn langsam klarwerde, dass Anspruch und Realität auseinanderklafften (in der Regel sind Männer davon betroffen, natürlich).

Das Lesen des Papiers ist interessant, kurzweilig und tröstlich – man lernt, dass man nicht allein ist. Aber auch ein wenig niederdrückend, da hoffnungslos. Der Querulant, verkürzt, hat eine andere Ausgangslage als

Sartre schrieb: «Die Hölle, das sind die anderen.» Ob er auch Stockwerkeigentümer war?

normale Menschen/die Mitbesitzer: Er will nicht die beste Lösung für die STWEG, sondern, falls überhaupt, seine Lösung; recht bekommen ist ihm wichtiger als recht haben. Respektive er will nur streiten – das *Gstürm* ist das Ziel. Weshalb das Augenmerk nicht darauf gelegt werden könne, wie man einen Querulanten verbessert. Vielmehr darauf, was zu unternehmen ist, dass durch das negative Verhalten eines Einzelnen nicht die Verwaltung lahmgelegt wird. Dazu ein Ratschlag aus der

Psychiatrie: Besonders wichtig sei, den querulatorischen Tendenzen des Betroffenen nicht durch unsachgemässe Reaktionen zusätzliche Nahrung zu geben. Stattdessen einen möglichst gesichtswahrenden Ausgang aus der Situation zu finden.

Das heisst für uns dann wohl: Die STWEG verliert den Zivilprozess gegen den Querulanten im Haus (Streitwert gleich niedriger dreistelliger Betrag, Anwalts- und Gerichtskosten bisher gleich mittlerer vierstelliger Betrag). Und sollte sich bereitmachen für den nächsten Fall.



UNTEN DURCH Wassermelone

Linus Reichlin

Kürzlich las ich in der Online-Zeitschrift des deutschen Telekommunikationsanbieters Freenet.de: «Sind sie unter sich, reden Männer offen über Sex. Klar, dass es dabei auch um die Vaginas ihrer Liebsten geht.» Des Weiteren stand da, dass es «10 Vagina-Arten» gebe.

Ich rief meinen Freund Bruno an und lud ihn zu einem Dosenbier im Stadtpark ein. Und so spazierten wir also um den Ententümpel herum und tranken, und irgendwann sagte ich: «Wir beide sind doch Männer, Bruno, nicht wahr?» «Mein unstillbares Bedürfnis», sagte Bruno, «gleich an diese Buche dort zu pinkeln, spricht stark dafür.» «Wenn wir also Männer sind», sagte ich, «könnten wir doch auch mal ganz offen über ... na ja, über ... existenzielle Dinge reden. Was hältst du davon?» «Nichts», sagte Bruno, «du weisst doch, dass ich geschworen habe, nie mehr einem Freund Geld zu leihen! Das hat mich schon mal eine Freundschaft gekostet, bei Franz damals. Also sprich bitte nie mehr darüber.» «Du verstehst mich falsch», sagte ich, «es geht nicht um Geld!

Es geht um Sex.» «Auch da muss ich dir eine Abfuhr erteilen», sagte Bruno, «so was habe ich ein einziges Mal gemacht, auch bei Franz, und ich werde es mein Leben lang bereuen.»

«Moment mal», sagte ich, «heisst das, du und Franz ... ? Das wusste ich ja gar nicht!» Bruno sagte, ich solle jetzt bitte keine alten Wunden aufreissen, es sei nur ein Unfall gewesen, in einer Skihütte. Und mehr wolle er dazu nicht sagen. Er bereue es, dass er es überhaupt erwähnt habe. Jetzt schmecke ihm das Bier nicht mehr. Und an die Buche pinkeln könne er jetzt auch nicht mehr unbefangen, jetzt wo ich das mit Franz wisse. «Weil du sonst denkst», sagte er, «dass ich dir meinen Zebedäus zeigen will.» «Ich schwöre dir, der interessiert mich nicht», sagte ich, «mein Name ist nicht Franz. Das soll nicht bedeuten, dass ich eure Liebe verurteile! Ich meine den Unfall in der Skihütte. Bestimmt war es ein Massenlager, da kann so was vorkommen. Wir sind Männer, Bruno, wir sollten darüber ganz offen reden. Wusstest du übrigens, dass es zehn Arten von Vaginas gibt?» «Ist das jetzt ein Hetero-Test», fragte Bruno, «willst du rausfinden, ob ich lieber über den vaginalen Sortenreichtum rede oder über die Bauchmuskeln von Franz?»

Bruno sagte, wenn ich's genau wissen wolle: Er habe, ausser in der Skihütte, immer nur mit Frauen geschlafen, aber erst mit insgesamt sieben. Da sich deren Anatomie in den Grundzügen überhaupt nicht voneinander unterschieden habe, gehe er davon aus, dass es nur eine Art von Vagina gebe, aber neun Arten von männlichen Dummköpfen, die behaupten, es gebe zehn. «Wunderbar», sagte ich, «es ist toll, dass wir jetzt so offen darüber reden. Darum ging es mir nur, um diese Offenheit. Jetzt kann ich's dir ja auch offen sagen: Ich dachte immer, dass du mit sehr viel mehr Frauen geschlafen hast. So gut, wie du aussiehst.»

Bruno sagte, ich solle mir mein Coming-out sonst wo hinstecken, und mit wie vielen Frauen er geschlafen habe, gehe mich eigentlich überhaupt nichts an. Ich sagte: «Moment mal, es war dein Coming-out, nicht meins! Und du hast von sieben gesprochen, nicht ich!» «Du willst offen reden», sagte Bruno, «gut! Dann sag ich dir jetzt ganz offen: Wenn du die Lüge herumerzählst, dass ich mich dir gegenüber geoutet habe, erzähle ich den Leuten, dass du eine Wassermelone gefickt hast!» «Ich habe sie nicht gefickt», sagte ich, «ich habe nur ausprobiert,

wie es ist, wenn man ... Herrgott noch mal, es war Sommer! Es war heiss, und die Melone war einverstanden!»

Wie hatte ich nur so dumm sein können, Bruno in einem Anflug idiotischer Ehrlichkeit von dieser Sache zu erzählen! So was darf man niemandem anvertrauen, schon gar nicht dem besten Freund! Er wird es bei erstbestener Gelegenheit gegen einen verwenden!



FAST VERLIEBT Axtmörder-Romanze Claudia Schumacher

Neulich traf ich einen alten Freund – ich dachte, zu zweit, er und ich. Aber das ist seit einiger Zeit nicht mehr möglich. Denn er ist verliebt und die Neue immer dabei. Was er für so selbstverständlich hält, dass er es nicht mal ankündigt. «Sag mal, gibt es die zwei jetzt nur noch im Doppelpack? Das nervt ein bisschen», konstatierte ein gemeinsamer Kollege. Er habe unseren Freund am Wochenende auf ein Bier zu sich nach Hause eingeladen, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das er mit ihm besprechen wollte. Gekommen sei er allerdings wieder mit ihr, und am Ende hätten sie deshalb nur smalltalken können, schliesslich kenne er die Frau kaum.

Wie es scheint, ist unserem Freund ein zweiter Kopf gewachsen. Sollte sich herausstellen, dass wir die Frau weniger mögen als ihn, verlieren wir ihn wahrscheinlich ganz. Wenn ich ihn und seine Holde treffe, fühle ich mich jedes Mal wie beim Bewerbungsgespräch – während sie da sitzt wie eine Prinzessin, die hofiert werden will. Das ist ziemlich schräg, aber nicht das erste Mal, dass ich eine durch Abhängigkeit geprägte Beziehung beobachten darf. «Wetten, die zwei sind schon im Sommer Geschichte?», ätzte unser ge-

meinsamer Kollege. Ich zuckte nur mit den Achseln, denn ich weiss: Solche Beziehungen sind – wider den Instinkt – oft von erstaunlicher Langlebigkeit. Das lässt sich sogar wissenschaftlich erhärten.

Die University of Illinois untersuchte vier Beziehungstypen: Dramapaare, Streitpaare, gesellige Paare und aufeinander fixierte Paare. Dabei kam heraus, dass die letzte Gruppe, also Partner, die sich vor allem umeinander drehen und buchstäblich abhängig voneinander sind, die grösste Chance haben, zusammenzubleiben. Laut der Umfrage sind sie auch die glücklichsten Paare – wobei es mir schwerfällt, das zu glauben. Wahrscheinlich füllen abhängige Paare solche Umfragen gemeinsam aus, oder? Das heisst: Man kreuzt natürlich an, man sei glücklich. Wegen der Pistole im Rücken.

Als Mensch, dem die eigene Freiheit lieb ist, misstraue ich dem Konzept der Abhängigkeit in Beziehungen zutiefst. Das kann nicht gesund sein, auch wenn solche Paare überdurchschnittlich oft heiraten und dann Ehen führen, die ewig währen – sofern nicht doch noch einer von beiden dem anderen im Alter von 84 Jahren spontan mit der Axt den Kopf spaltet. Es mag ungerecht sein, aber mir kommen solche Paare immer vor, als hätten sie was zu verbergen. Als hätte jeder was gegen den anderen in der Hand – und zur Sicherheit lässt man sich jetzt ein Lebtage nicht mehr aus den Augen. Zwielfichtig, äusserst zwielfichtig.

Ich glaube einfach, dass Abhängigkeit Gift ist, ganz grundsätzlich. Wenn man sich also von einem anderen Menschen abhängig machen muss, damit die Monogamie dauerhaft funktioniert, fange ich vorher lieber wieder mit dem Rauchen an.



Das Ende der kleinen Welten

Wie ein David ohne Steinschleuder gegen die Goliaths des Globus.



Dschungel der Verordnungen.

Bevor die grosse Welt zerbricht, zerbröseln zuerst die vielen kleinen. All diese Biotope des Seins, diese Sammelsurien von den Dingen und dem Zeugs all des Materials der Welt. All die kleinen Läden, in denen gelebte Träume sich eingerichtet haben, in denen Bücher leben und Antiquitäten lange Zeiten überdauern, sind vom Aussterben bedroht dieser Tage. Es ist ein Artensterben unzähliger kleiner Galaxien im Universum der Welt.

Es ist wie bei den Tieren; das Grosse frisst das Kleine zuerst, später verspeisen sich die Grossen gegenseitig, bis nur noch die Allergrössten übrigbleiben, die anschliessend verhungern. Und dann, erst dann, wächst das Kleine wieder nach, diese zärtlich-berührenden, imperfekten, teils chaotischen Farbtupfer im Einerlei der grossen Welt in Reih und Glied.

Dauerhaftigkeit und Zeitlosigkeit

In meiner kleinen Welt stirbt gerade ein nahegelegenes Paradies en miniature. Es ist ein kleines Antiquitätengeschäft an den Ufern der Altstadt in Basel; Möbel, Spiegel, Gläser, Karaffen, Bilder, Plastiken, Panther aus Eisen, Stühle, Tische; eine ganze Welt ist dort im Erdgeschoss gewachsen, unterworfen ihrem eigenen Zyklus des Seins, der ist wie Jahreszeiten, mal blüht sie, mal ist sie karg, aber immer ist sie eine Welt der offenen Arme und der Geborgenheit. Es ist ein Ort zum Verlieben in die Schönheit von Dingen und ihre Dauerhaftigkeit und

Zeitlosigkeit. Ein Topos, in dem sich das vergangene Kunsthandwerk gegen die Massenphilosophie der Gegenwart wehrt und um das Überleben ringt. Wie ein David ohne Steinschleuder gegen die Goliaths des Globus.

Ich war gestern beim Schöpfer dieser Welt, Rolf, ein vitaler Mann am Anfang des Herbstes seines Lebens, ein Lebenshungriger, Rotweintrinker, Lebenskünstler, ein grosser Philosoph der kleinen Dinge. Er war mal Manager, dann hatte er Glück, die Firma wurde verkauft, er auf die Strasse gestellt, und da fand er seinen Weg, der die Liebe zu den Preziosen des Lebens und der Welt war. Jetzt, nach dreizehn Jahren, schmeisst er es hin. Nicht wegen der Pandemie und des Versagens des Staates punkto unterstützender Rettung jener Welten, die er in fast schon krimineller Ignoranz als nicht systemrelevant einstuft und sich selbst überlässt.

Rolf hat, wenn man das salopp ausdrücken möchte, die Schnauze voll von einem Staat, der, als ein Organismus, anstatt in seinem ureigensten Interesse eine Artenvielfalt zu schaffen und zu erhalten, jene Spezies am Ende der Nahrungskette mit einer fast schon pathologischen Vorschriftenflut den Nährboden ihres Seins zupflastert. Rolf wollte in den Räumen seiner kleinen Welt ein kleines Restaurant unterbringen. Da ist eine Küche, eine Toilette, da sind Türen auf einen Innenhof, da ist alles da. Nichts mit Bierreklame über der Eingangstür, nichts mit Menü eins

über den Mittag, etwas Intimes. Nur ein langer Tisch und vielleicht ein oder zwei kleinere, geöffnet, wenn er mag, geschlossen, wenn er keine Lust hat. Nichts für die Massen, etwas für seine Freunde.

Kleine Inseln des bunten Seins

Das war natürlich ein naiver Traum, geträumt in einem Land, in dem schon längst Gesetze und Verordnungen das Leben nicht mehr unter Wahrung grösstmöglicher Freiheit regeln, sondern es erwürgen, in dem Juristen das Sagen haben in einem Staatsapparat, der nur noch für sich selbst und immer weniger für seine Bürger da zu sein scheint. Rolfs Traum scheitert an Abzugshauben-Vorschriften, Behindertengleichstellungsgesetz, am Toilettengesetz, wenn man so will, auch. Es ist, so sagt er, kein Land der Möglichkeiten mehr.

Das alles ist fatal, dieses Verdorren von gegenwärtigen und zukünftigen Paradiesen im Dschungel der Verordnungen, die Unmöglichkeit der Umsetzung von Sehnsuchtswelten in die Realität, dieses Staatswesen, das die Hand nur noch offenhält, damit der Bürger Geld hineinlegen kann, aber sie nicht mehr gibt, um ihn zu stärken. So verliert unser Land nicht nur seine kleinen Inseln des bunten Seins. Es verliert Menschen, die Träume wahr werden lassen wollen, es verliert Vitalität, es verliert die Tatkräftigen, Mutigen und Visionären. Es verliert sich selbst.

Sonne und Liebe

Zoé Zimmermann, 30, verdient ihr Geld mit Gross-Events. Seit einem Jahr hockt sie zu Hause.

Das Schöne im Event-Bereich ist, dass jeder Tag anders ist, wenn nicht alles stillgelegt ist. In der Blüte meines Lebens hocke ich seit einem Jahr zu Hause rum. Der Shutdown zog mir den Boden unter den Füssen weg. Wann wir wieder Partys veranstalten können, weiss ich nicht. Unsere Branche hat keinen Lichtblick in Aussicht.

Eigentlich habe ich ja verschiedene Standbeine. Ich arbeite auch gern viel, lang und intensiv, das habe ich von meiner Mutter. Aufgewachsen bin ich in Dielsdorf und Niederhasli; später zog ich in die Stadt. Vor Corona war ich abgesichert, hatte ein abwechslungsreiches Leben, sehr farbig. Heute suche ich mir jeden Tag etwas, das ich machen kann. Für jemanden, der von einem Anlass zum nächsten rannte, ist das eine Challenge. Ich bin unruhig, weil ich endlich wieder meine Passion ausüben will, mitten in einer Menschenmenge stehen, mich mit den Ellbogen durch die Masse kämpfen müssen – das liebe ich!

Wie eine Familie

Mit neunzehn, nach meiner KV-Lehre bei der NZZ, verkaufte ich an Festivals *Löslis*, mit 21 Anzeigen beim *Rockstar Magazine*, wo ich auch bei Festivals und an der Street Parade mithalf. Solche Veranstaltungen faszinierten mich schon immer: Die Stimmung, wenn eine Meute einen Song singt, ist etwas Wahnsinniges – wie in einer anderen Welt. Davon wollte ich Teil sein. Heute führe ich beim «Hive Club» Zürich die Personalabteilung und bin Teil der Betriebsleitung. Seit Februar leite ich die Now! Media GmbH, die Studentenpartys veranstaltet. Im Verein der Street Parade verantworte ich den Umzug und koordiniere die Love-Mobiles.

Mein erstes Festival erlebte ich 2006, in St. Gallen. Es war mega, ausser das Zelten. Meine erste Street Parade war mit achtzehn: Mit einer Kollegin begleitete ich eine Gruppe aus Schottland. Wir waren eher Rock-Chicks und konnten mit elektronischer Musik nichts anfangen. Es war aber trotzdem cool, auch wenn es mir viel zu viele Menschen hatte. Daher arbeite ich lieber, wenn andere tanzen.

Back to normal ist auf jeden Fall möglich. Die breite Masse wartet nur darauf, bis wir wieder rauskönnen, um das Leben zu spüren. Am meisten vermisse ich die Emotionen und die Menschen. Auch das Team um mich herum, wir sind wie eine Familie.

Ich bin zwar keine Virologin, was aber zutrifft, ist, dass der Impfstoff unsere grosse Hoffnung, unser Ausweg ist. Ist die Risikogruppe geschützt, sollte es möglich sein, Events zu veranstalten. Dann muss das Leben wieder stattfinden. Eine Alternative sehe ich nicht. Bis dahin bleibt mir der triste Blick nach vorne, dass es irgendwann weitergeht, auch wenn die Chancen derzeit klein sind. Ich warte bei jeder Pressekonferenz, dass endlich eine Ansage kommt, wie lange es für uns noch dauert. Aber bis jetzt: nichts.



Will wieder arbeiten: Zoé Zimmermann.

Ich überlegte mir, nach Tulum, Mexiko, zu reisen, wo es Corona nicht zu geben scheint. Ich dachte, ich halte mich noch zurück – bis im Frühling. Dann beginne ich, mein Leben wieder zu leben. Das Ganze ist dann ein Jahr her, so lange habe ich kein Handball mehr gespielt, und das Yoga-Mätteli zu Hause befriedigt mich nicht so wirklich.

Sollte es in diesem Sommer gar nichts geben – keine Events, keine Partys –, wandere ich aus. Klar, ich klage auf hohem Niveau. Aber mein grösster Wunsch ist einfach, wieder arbeiten zu können. Ich will mein Leben leben, voller Sonne und Liebe. Aber das Einzige, was ich jetzt noch machen kann, ist, mich zutätowieren zu lassen. Denn das ist das einzige Hobby, das mir noch nicht verboten wurde.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Unglaublich

Mann: Unglaublich! Hast du das gelesen? In Holland stürzte ein Bergsteiger in eine Gletscherspalte und erfror an Corona.

Frau: Vor diesem Virus ist man auch nirgendwo sicher.

Mann: Dass dieses Virus selbst bei so tiefen Temperaturen noch überlebt, ist beunruhigend.

Frau: Hätte der Bergsteiger auf die Gesundheitsbehörde gehört und wäre zu Hause geblieben, wäre er noch am Leben.

Mann: Das beweist, dass die Quarantäne eben doch sehr viele Menschen vor dem sicheren Tod bewahrt.

Frau: Zu Hause ist es am sichersten.

Mann: O mein Gott, hör dir das an! In Somalia wurden fünf amerikanische Touristen von Kämpfern der islamistischen Al-Shabaab-Miliz in Zusammenhang mit Corona enthauptet.

Frau: Tja, Entwicklungsländer sind von der Pandemie besonders hart betroffen.

Mann: Dass dieses Virus selbst in der Hitze einer somalischen Wüste überlebt, ist beängstigend.

Frau: Das beweist, dass es eben gerade kein normales Grippevirus ist, wie die Verschwörungstheoretiker behaupten. Oder hast du schon mal einen erkälteten Beduinen gesehen?

Mann: Du glaubst nicht, was hier steht. Im Gubristtunnel ist ein Sattelschlepper ins Schleudern gekommen und hat einen überholenden Personenwagen gerammt. Die Wagenlenkerin des Personenwagens ist noch auf der Unfallstelle wegen unterlassener Nothilfe an Corona verblutet, weil sie beim Aufprall keine Maske trug.

Frau: Wieso hat sie keine Maske getragen?

Mann: Vermutlich handelte es sich um eine Verschwörungstheoretikerin.

Frau: Hier sieht man, wie hoch das Sterberisiko mittlerweile für Menschen ist, die keine Maske tragen.

Mann: Und da gibt es immer noch Menschen, die behaupten, dieses Virus sei harmlos.

Andreas Thiel

Exotisches vom Paradeplatz

Confiserie Sprüngli, Paradeplatz,
Bahnhofstrasse 21, 8001 Zürich
Telefon 044 224 46 46; sonntags geschlossen

Zu meinen frühen exotischen Tischerlebnissen gehört Riz Casimir. Die Kombination aus Reis, Currysauce, Früchten und Poulet wird heute gern als wenig authentische Bünzli-Variante der asiatischen Küche belächelt, gehört aber tatsächlich zum neueren kulinarischen Genpool der Schweiz. Das Gericht soll bei Mövenpick erfunden worden sein; Elisabeth Fülcher hat es in ihrem legendären Standardwerk ebenso rezeptiert wie später die Autoren von Betty Bossi.

Kürzlich hatte ich am Paradeplatz in Zürich zu tun, war hungrig und ging an der Filiale von Sprüngli vorbei. Essen zum Mitnehmen ist dort ja kein kurzfristiger Trend, sondern fester Teil eines aussergewöhnlichen Konzepts,



das Manufakturqualität, Frische und Systemgastronomie auf höchstem Niveau zusammenbringt. Ein Mittagessen von den Pionieren und Profis der Take-away-Speisen schien also eine gute Idee.

Und bei Sprüngli denke ich ja zuerst an den Poulet-Curry-Salat und erst dann an die Luxemburgerli oder den Orangecake – vielleicht eine Folge kindlicher Prägung. Denn dieser Salat ist sozusagen eine kalte Variante des Riz Casimir zum Mitnehmen. Und weil

die dicke, cremige Sauce so gehaltvoll ist, kann auf den Reis verzichtet werden. Stattdessen isst man zarte Pouletstücke, frische Ananas und knackige Cashew-Kerne. Die gutdosierte Schärfe des Currys kratzt kurz im Hals, bevor sich eine fruchtige Süsse am Gaumen bemerkbar macht.

Der Pouletsalat ist kein ganz leichtes Gericht, aber für ein Laugengipfeli mit einer Ei-Mayonnaise-Schnittlauch-Füllung war noch Kapazität vorhanden. Auch das ist eine Kombination, der ich seit Jahren treu bin. Und den luftigen Berliner, stilecht mit Himbeerkonfitüre gefüllt, liess ich mir auf Empfehlung einer charmannten Verkäuferin auch noch mitgeben. Sprüngli ist eine hervorragende Adresse für diese Art von einfachem Essen, das einen zufrieden macht, weil es schöne Erinnerungen weckt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

In Heida veritas

St. Jodern Kellerei: Heida Veritas
AOC Valais 2017. 14%. Fr. 44.10.
Real Wines, Stallikon. www.realwines.ch

Mit dem Begriff des Autochthonen ist die Vorstellung des Urtümlichen, Unverfälschten, Naturbelassenen, Authentischen verbunden, eine Mahnung an das Wahre des Ursprünglichen, das den Verrenkungen der Zivilisation durch die Jahrhunderte widerstanden hat. Die Vorstellung ist älter als die Romantik, in deren Zusammenhang sie Grossartiges hervorgebracht hat, etwa durch die Leidenschaft der Gebrüder Grimm für Märchen (wobei die, versteht sich, auch eine idealische Projektion war vom Raunen der naiven deutschen Volksseele).

Etwas von einer solchen ideologischen Überhöhung, meine ich, ist noch in der Begeisterung mancher Weinfreunde für autochthone Reben auszumachen. Zu denen gehört die im Oberwallis heimische Sorte Heida nicht, die dessen ungeachtet manchen als Inbegriff alpiner Echtheit und Ursprünglichkeit gilt. Sie ist nämlich iden-



tisch mit der Savagnin blanc, die insgesamt ein kostbares önologisches Minderheitenprogramm mit vielen Namen ist: im Jura, wo aus ihr der legendäre Vin jaune gemacht wird, heisst sie Fromenteau oder Plant d'Arbois, im Elsass Gentil blanc oder Klevner, in Deutschland und im Südtirol Traminer. In der Schweiz gilt die Heida als so etwas wie eine Oberwalliser Ursorte.

Tatsächlich ist sie aufs Engste verbunden mit dem berühmten Rieben-Rebberg von Visperterminen, der gern der «höchste Rebberg Europas» genannt wird, erstrecken sich seine höchsten Lagen doch bis 1150 m ü. M. Lange war sie eine exklusive Spezialität des «Heida-Dorfs» Visperterminen, bis auch die Unterwalliser ihren besonderen Zauber entdeckten und sie unter dem Namen «Païen»

adoptierten (Winzer wie Gerald Besse, Didier Joris oder die Önologin Madeleine Gay von Provins). Als der «originale» Ur-Heida gilt indes nach wie vor derjenige der Kellerei St. Jodern im genannten Visperterminen, original auch in dem Sinn, dass er von tatsächlich sehr alten, ungepfropften Reben stammt (in die hintersten Walliser Krachen hatte sich auch die Reblaus kaum vorgewagt).

Vergessen wir als nüchterne Unterländer und profane «Üsserschiizer» mal den alpinen Symbolcharakter des Heida («Die Alpenperle», so etwas wie das Edelweiss oder das Matterhorn im Glas). Der Heida Veritas der Weinkellerei St. Jodern steht in der Ausgabe 2017 für sich selbst, will sagen, er ruft beim entzückten Trinker zuerst nach mehr von sich selbst: Mit seinen weitgefächerten Aromen (Zitrus, exotische Noten, ein Hauch von Orangen und frischem Heu) ist er zwar rund am Gaumen und mit seinen 14 Prozent ohnehin kein Leichtgewicht, aber ein mit spürbarer Mineralik und lebhafter Säure toll befeuerter Trinkgenuss. Viel Charakter. Und gleichzeitig viel Charme.

Edel und gut

Der Land Rover Discovery Sport verbindet Langstreckenkomfort und Trittsicherheit auf unwegsamem Untergrund meisterhaft.



Wenn ich in die Berge und wie kürzlich in die Skiferien fahre, ist es mir schon wichtig, ein dafür gut geeignetes Fahrzeug verwenden zu können. Das ist ja ein Privileg, das man als Autotester nutzen kann und sollte. Für die Fahrt ins Toggenburg besorgte ich mir deshalb den Land Rover Discovery Sport mit Plug-in-Hybrid-Antrieb.

Der «Disco Sport», wie ihn seine Fans gerne nennen, gilt als Kompakt-SUV. Das ist natürlich Ansichtssache, mit 4,6 Metern Länge und zwei Metern Breite ist das ein schon recht grosszügig bemessenes Auto, das für vier Leute und viel Gepäck grosszügig Platz zur Verfügung stellt. Vor allem beherrschen die Spezialisten von Land Rover meisterhaft die Kunst, Langstreckenkomfort mit Trittsicherheit auf unwegsamem Untergrund – zum Beispiel Schnee – zu verbinden.

Der Discovery Sport ist der Bestseller von Land Rover, kein elitäres, sondern ein populäres Auto. Und trotzdem, auch das ist wieder Ansichtssache, Form und Funktion kommen in diesem SUV auf überzeugendere Weise zusammen, als man dies in dieser Fahrzeugkategorie und Preisklasse gewohnt ist.

Schon die eigenständige Form mit der breiten C-Säule gibt dem Wagen einen unverwechselbaren Charakter. Und der Innenraum wiederum wirkt edel materialisiert und verarbeitet; durch das klug geplante, auf eine sinnvolle kleine Menge an Knöpfen und Tasten reduzierte Bedienkonzept wird aufgeräumt und eine angenehme Reiseatmosphäre geschaffen.

Land Rover baut die Plug-in-Modelle Discovery Sport und auch den Evoque auf einer speziellen Plattform, die das legendäre Allradkonzept namens «Terrain Response System 2» mit der Kombination aus einem Dreizylinder-Benzinmotor auf der Vorder- sowie einem 80-kW-Elektromotor als Antrieb der Hinterachse nutzbar macht.

In der Praxis sorgt diese Technik zum einen auch auf verschneiten Bergstrassen für ein souveränes Vorankommen. Zum anderen rollt der Land Rover im E-Modus zunächst lautlos aus der Garage und durch die Stadt, und erst wenn man dann auf der Autobahn die Hybridfunktion anwählt, schaltet sich der 1,5-Liter-Motor zu. Der klingt naturgemäss eher kernig, aber nicht unangenehm. Rund fünfzig Kilometer weit reicht der 15-kWh-Stromspeicher im reinen Elektrobetrieb, im Hybridmodus arbeiten die beiden Motoren sehr harmonisch zusammen.

Mit einem Alltagsverbrauch von 5,4 Litern im Winterbetrieb mit längeren Strecken und Vollbesetzung ist der 2,2 Tonnen schwere Discovery Sport dennoch ein ziemlich genügsames Auto. Aber vor allem hat es diesen speziellen britischen Charme mit der Seele eines Abenteurers.

Land Rover Discovery Sport P300e R-Dynamic SE

Motor/Antrieb: 3-Zylinder-Benzinmotor, E-Motor/8-Gang-Automatik/Allrad; Systemleistung: 308 PS/227 kW; Hubraum: 1498 ccm; max. Drehmoment: 365 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 15 kWh; Verbrauch: 2,0/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 209 km/h; Preis: Fr. 65 200.–



OBJEKT DER WOCHE

Wunder in der Lagune

Super-Jacht «Go»

90 Millionen Franken (geschätzt)

Normalerweise sind es die Bilder der knapp über den Köpfen der Badegäste startenden Flugzeuge, die auf Sint Maarten für Spektakel sorgen. Nun war es das Video eines Luxusbootes, welches im Schrittempo den Steg eines Jachtclubs auf der karibischen Insel rammte, das um die Welt ging.

Bei der «Go», einer so genannten Superjacht (ab 60 Meter Länge), handelt es sich um das Schiff des schweizerisch-deutschen Unternehmers und Capri-Sun-Verwaltungsratspräsidenten Hans-Peter Wild. Es wurde in der Türkei für geschätzte 90 Millionen Franken gebaut und Wild nahm es 2018 in Betrieb.

Die 77 Meter lange Motorjacht gehört zu den 200 längsten der Welt. Sie befindet sich auf der Rangliste knapp hinter der «Tango» von Wiktor Wechselberg (77,7 Meter). Angeführt wird das Ranking, nein, nicht von Roman Abramowitschs «Eclipse» (162,5 Meter), sondern von der «REV Ocean» (182,9 Meter), einem Forschungsschiff, das dieses Jahr fertiggestellt werden soll und dem norwegischen Geschäftsmann Kjell Inge Rokke gehört.

Captain Simon Johnson, der Wilds «Go» steuert, sagte, dass wohl eine Computerpanne zum Unfall auf Sint Maarten geführt habe. Er hatte bloss 13 Sekunden Zeit, um eine Entscheidung zu treffen und das Schlimmste zu verhindern. Beim «Miracle in the Lagoon», wie eine lokale Zeitung das Ereignis nennt, wurde niemand verletzt und Wilds Luxusjacht nur leicht beschädigt.

Benjamin Bögli

Postheroische Superheldinnen

Authentizität» ist so schwierig auszusprechen wie «Epidemiologe». Allerdings hat das Wort im Klima der Verunsicherung ebenso viel Gewicht wie das Pandemie-Vokabular. Die Authentizität ist eine Art Gestus des postheroischen Zeitgeistes. Die Helden verschwinden, alles strebt nach Gleichheit. Mit den einstigen Heroen verschwindet auch das Pathos der Unbesiegbarkeit, und die Authentizität erhebt die Verwundbarkeit zur neuen Tugend. Eine polierte Perfektion zu sein, reichte für die Strahlkraft einmal aus. Jetzt glänzt es nur noch, wo das Licht sich bricht. Das hat niemand besser verstanden als die «Plastic Fantastic» der nuller Jahre: Paris Hilton und Britney Spears haben ihr Geschäftsmodell aktualisiert und ihre Vulnerabilität jüngst per Dok-Film (Tiefgang braucht ja Zeit) global kommuniziert. Nach einer Zeit des Abtauchens feiern sie mal wieder ihr Comeback als Avantgarde – Teenie-Idol Billie Eilish hat dieser Tage nämlich ebenfalls eine gut zweistündige Video-Doku veröffentlicht.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Glanz ist da, wo das Licht sich bricht: Britney Spears.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Schon seit längerer Zeit beobachte ich in den Medien – vor allem im Schweizer Fernsehen – eine einseitige und unausgewogene Berichterstattung. Die Weltwoche macht hier eine löbliche Ausnahme. Zeitungsabonnements kann ich kündigen, jedoch nicht das Zwangsgebührenfernsehen. Frage: Ist es möglich, den Serafe-Beitrag auf ein Sperrkonto einzuzahlen, bis SRF seinen Meinungs- und Propagandajournalismus aufgegeben hat?

H. V., Ebikon

Ihnen missfällt das Programm vor allem im Schweizer Fernsehen. Sie regen sich auf über die «einseitige und unausgewogene Berichterstattung». Und Sie freuen sich, dass Sie wenigstens noch die Weltwoche haben. Und tatsächlich könnten Sie ein Abonnement für Zeitungen kündigen, wenn Sie die Zeitung schlecht fänden.



Beim Fernsehen nützt dies nichts. Selbst wenn Sie nie Fernsehen schauen, müssen Sie die Zwangsfernsehgebühr bezahlen. Das Bundesgericht hat festgestellt, dass es keine Gebühr ist, sondern eine Steuer, weil jetzt alle – ob Sie Fernsehen schauen oder nicht – diese Steuer bezahlen müssen.

Es nützt auch nichts, den Betrag auf ein Sperrkonto einzuzahlen. Sie werden auch dann vom Staat betrieben für diese Fernsehsteuer. Die Sache ist misslich, aber sie ist so.

Leider fehlen die Kräfte, um gegen diese Steuer vorzugehen, die vor nicht allzu langer Zeit trotz Referendum beschlossen worden ist. Von einer Volksinitiative weiss ich nichts. Wohl weil die Volksabstimmung über diese Frage noch nicht allzu lange her ist, wird diese nicht so bald kommen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Lidewij «Li» Edelkoort

Die niederländische Trendforscherin hat eine Uhr gestaltet, die die Zeit kaum anzeigt. Darüber hinaus entwickelt sie aber eine klare Sicht auf die (nahe) Zukunft unserer Welt.

Wenn eine Schweizer Uhrenmarke ein Modell zusammen mit einem Gast-Designer entwickelt, fragt man sich, was der oder die beitragen kann, das den Fachleuten selbst nicht in den Sinn kommt. Und wenn es sich bei der freien Mitarbeiterin um eine Trendforscherin handelt, ist man noch neugieriger. Sie habe schon vor einiger Zeit ein Angebot zur Zusammenarbeit mit Rado, einem Unternehmen der Swatch Group, das Uhren im oberen Preissegment herstellt, erhalten, sagt Lidewij «Li» Edelkoort während eines kürzlichen Zoom-Calls. Zuerst habe sie seltene, schwer erhältliche Materialien recherchiert, erzählt die Holländerin in Paris. Das hätte zur Marke gepasst – «Alleinstellungsmerkmal der Rado-Uhren ist neben ihrem ausgefallenen Design die Kratzfestigkeit ihrer Gehäuse», steht bei Wikipedia. Doch dieser Plan liess sich nicht umsetzen.

Mit scharfem Auge

Worauf die Trendforscherin, die hauptsächlich als Unternehmensberaterin arbeitet, zudem an der Designakademie Eindhoven sowie als Kuratorin tätig war, zusammen mit dem Rado-Design-Team eine naheliegende Vorstellung verwirklichte: «Ich war mit Voraussagen für die Zeit nach der Covid-Pandemie beschäftigt und nannte diese «blank pages», weil so vieles unklar war.» Der andere Gedanke, der ihren Entwurf prägte, sei gewesen, einen Augenblick dieses zu Ende gehenden Corona-Winters festzuhalten, «die stehengebliebene Zeit, die festgefrorenen, eingeschnittenen, nebelverhangenen Tage ...» Oder, wie sie es ausdrückt, höchste Zeit, ihre alte Idee von der Uhr, die die Zeit nicht anzeigt und deshalb wirklich ein Luxusprodukt sei, zu realisieren. Die Rado-Chefs am Sitz in Lengnau im Kanton Bern fanden das gut – weshalb das Unisex-Modell mit Namen «Rado True Thinline Stillness» seit kurzem käuflich ist. Die Uhr für 2000 Franken lässt sich als «weis-

ser Adler auf weissem Grund» beschreiben; und, keine Angst, mit scharfem Auge sowie dem Handgelenk im richtigen Winkel lassen sich die Zeiger unter dem vereist aussehenden Zifferblatt erkennen.

Zurück zu ihren Voraussagen für die Zeit nach der Pandemie, bitte. Die Zukunft sei hybrid, sagt (auch) sie. «Unternehmen müssen mit zwei Füßen in zwei Ländern stehen, im analogen und im



Ausstrahlung des Besonderen: Beraterin Edelkoort.

digitalen Land.» Gegenwärtig sei das analoge Land leicht im Vorteil, findet sie, was wohl mit der pandemiebedingten Digitalmüdigkeit zu tun habe: Nach ungezählten Stunden vor einem Bildschirm, mittels dessen man kommuniziere, Nachrichten oder Bücher lese et cetera, hätten beispielsweise gedruckte Texte ein bestimmtes Cachet, die Ausstrahlung des Besonderen, genauso wie ein sorgfältig geschriebenes Gedicht zurzeit einen schnellen Blog-Eintrag toppen. Natürlich seien die Vorteile des Digitalen – etwa einfache Telefongespräche mit Bild

statt komplizierter Geschäftsreisen – nicht zu unterschätzen, bloss weil dieses geläufiger geworden sei. «Sich für digital oder analog zu entscheiden, ist ein bisschen altmodisch.»

«Verrückte Stadtflucht»

Was nicht in unsere Zeit passe, stattdessen müssten wir im Augenblick vieles neu erfinden; sie findet das grossartig. Städte und deren Zentren beispielsweise: Gerade passiere eine «verrückte Stadtflucht». «Viele Menschen ziehen weg aus Paris, London, New York, Tokio, São Paulo, weg von überall», sagt sie in ihrem Haus an der Atlantikküste in der Normandie. Nicht nur wegen Covid-19, die Pandemie habe diese Entwicklung bloss beschleunigt. Die zurzeit stattfindende Ruralisierung der Welt ist in ihren Augen ein wichtiger Trend. Einer, den Stadtplaner und Immobilienentwickler bis jetzt kaum mitbekommen hätten, sie meinten immer noch, grösser und dichter sei besser.

Doch für führende Unternehmen der Technologiebranche, aber auch aus anderen Wirtschaftsbereichen gebe es immer weniger zwingende Gründe, die meisten Arbeitsplätze dort bereitzustellen, wo die Dichte und die Immobilienpreise am höchsten seien. «Apple et cetera bauen Büros mit hotelzimmerähnlichen Kleinapartments auf dem Land, wo ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein paar Tage, Wochen oder Monate wohnen können, wenn es sie im Office braucht.»

Was das für die Zentren bedeute? «Sie werden luftiger, grüner.» Neue Gärten, Parks und Ähnliches werden entstehen und für bessere Lebensqualität sorgen. Das Wachstum von Grünflächen beschreibt sie als *emotionally compelling*, emotional überzeugend. «Ein Garten bietet so viel mehr als bloss frische Kräuter und organisches Gemüse – nämlich ein Stück Sicherheit in unseren zunehmend unsichereren Lebensentwürfen.»

Mark van Huissingel

Niemand macht es besser

James Bond fasziniert mich seit Jahrzehnten. Hoffentlich kehrt sein schwereloser Optimismus bald zurück.

Giuseppe Gracia

Seit bald sechzig Jahren, zum ersten Mal 1962 mit «Dr. No», lässt der tadellos gekleidete Geheimagent Ihrer Majestät die Kassen klingeln. Seit damals erobert «Mister Kiss Kiss Bang Bang» die schönsten Frauen an den schönsten Orten der Welt. Er fährt die schönsten Autos mit den coolsten Gadgets, in der Tasche des massgeschneiderten Anzugs die Lizenz zum Töten. Mit lockeren Sprüchen darf Bond die Bösen niedermähen, überfahren, ersäufen, in die Luft jagen, in den Weltraum schießen – die Walther PPK in der einen Hand, den Wodka Martini in der anderen.

Nicht Hollywood, sondern die britische Eon Productions hat es geschafft, die langlebigste Kinoserie der Filmgeschichte zu kreieren, für ein generationenübergreifendes Millionenpublikum. Mit mondäner Eleganz, halbrecherischen Weltklasse-Stunts und traumhaften Sets, mit Beluga-Kaviar, Dom Pérignon und Luxussuiten, in denen weibliche Sexbomben warten, geschüttelt, nicht gerührt. «Nobody Does It Better», singt Carly Simon in «The Spy Who Loved Me» (1977). Ja, keiner macht es besser. Keiner macht es kostspieliger. Keiner kämpft, taucht, fliegt und fährt besser Ski. Keiner rettet die Welt eleganter.

Frauen, die vorbeitauchen

Viele haben versucht, den anhaltenden Erfolg der Serie zu erklären. Mit Analysen über den Kalten Krieg als Durchlauferhitzer des Agenten-Genres. Über Bond-Filme als moderne Märchen mit entstellten Bösewichtern, zauberhaften Frauen und magischer Technologie. Über 007 als Spiegel der westlichen Dekadenz und des Sexismus privilegierter weisser Männer. Aber vielleicht ist es einfacher: Vielleicht wollen alle Männer im Grunde sein wie Bond, und alle Frauen wollen einen solchen Mann. Deswegen gehen sie seit sechzig Jahren ins Kino, um Bond zu sehen. So sieht es Ian Fleming, der Erfinder von 007: «Bond ist die Art von Mann, die sich jedes Mädchen insgeheim wünscht und er führt das Leben, das jeder Mann insgeheim gern führen würde.»

In seinen grossen Momenten wirkt 007 wie der Inbegriff der Überlegenheit des Westens über andere Kulturen. Der beste Stil, die besten Waffen. Die besten Autos, Frauen und Grandhotels. Die beste Musik, die besten Schurken und Sprüche. Bond verrät niemals sein Land. Im Dienst Ihrer Majestät ist er stets auf dem Sprung in die nächste Lebensgefahr – und ins nächste Bett. So singt es Tom Jones in «Thunderball» (1965): Bond handelt, während andere Männer nur reden.

Unverkennbar «bondisch» sind nicht nur die Songs, sondern auch die Titelsequenzen. Zwischen 1962 und 1989 schuf der Designer Maurice Binder traumwandlerische Sequenzen mit Frauensilhouetten, die von allen Sei-

Im Rückblick ist es erstaunlich, wie genau ein «007»-Vorspann seine Epoche spiegelt.

ten über die Leinwand schweben. Frauen, die vorbeitauchen, vorbeitanzen, vorbeirennen. Im Wasser schwebende, im Mondlicht schimmernde Frauenhaare. Frauen, die auf Riesepistolen turnen. Frauenaugen, die diamanthaft im Weltraum blitzen. Frauenbeine und Frauenschultern, auf denen Flammen züngeln. Frauenmünder, aus denen Kugeln schießen.

Im Rückblick ist es erstaunlich, wie genau ein «007»-Vorspann seine Epoche spiegelt. Manche wirken wie visuell-akustische Mi-

niaturen ihrer Zeit. Die Sean-Connery-Bonds (1962–1968) reflektieren den Kalten Krieg, das gefährliche Agentenleben. In den 1970er Jahren wird es leichter, mit Frauen auf Seidenbetten, neben weissen Katzen am Diamanthalband. Roger Moore verkörpert einen schwerelosen Optimismus. Eine Disco-Stimmung, die bis in die 1980er Jahre anhält, mit blinkenden Neonfarben. Farben, die nach der Reagan-Thatcher-Ära verschwinden. Die Bond-Filme mit Timothy Dalton (1987–1989) werden härter. 007 schwitzt und blutet, offensichtlich inspiriert vom Erfolg der «Die Hard»-Filme (ab 1988).

Plötzliche Selbstzweifel

Dann kommt mit Pierce Brosnan 1995 wieder ein Roger-Moore-Typ. Doch die kulturelle Stimmung der 2000er Jahre ist nicht optimistisch, sondern kühl, angespannt. Das spiegelt sich in den Brosnan-Titelsequenzen wider, mit dieselschwarz glänzenden Waffen und androgynen Frauen im Kampfmodus. Auch die Songs wirken pessimistischer, nichts mehr vom Traum der Überlegenheit westlicher Lebensweise.

Noch härter wird es 2006 mit Daniel Craig. Der Erfolg der «Jason Bourne»-Filme (2002–2016) veranlasst die «Bond»-Macher, 007 grimmiger und verschrammter zu machen. Ein Bond, der mit Selbstzweifeln kämpft und von allen in Frage gestellt wird, selbst von der eigenen Regierung. Vor lauter Rennen und Schwitzen bleibt kaum Zeit für Optimismus und Eleganz.

Entsprechend elegisch kommen die Songs daher, mit Titelsequenzen aus einer Welt voller Schatten und Feindschaft. Eine Dämmerstimmung, in der sich niemand über den Weg traut. Dazu passend wird Bond mit «Skyfall» (2012) und «Spectre» (2015) psychologisiert und problematisiert. Die Storyline kreist nicht mehr um äussere Gegner (Feinde des Westens, der Menschheit), sondern um Bonds eigene, innere Abgründe. So, als wollten die Filme sagen: «Schaut, was aus dem westlichen Lebensmodell geworden ist. Schaut, wie wir uns problematisieren, weil wir uns nicht mehr über den Weg trauen.»





Disco-Stimmung: Sir Roger Moore mit den Bond-Girls Britt Ekland (r.) und Maud Adams in «The Man With The Golden Gun» (1974).

Unter der Oberfläche seiner durchtrainierten, verschwitzten Rastlosigkeit wirkt Craigs Bond letztlich depressiv. Und vielleicht muss das so sein. Bond spiegelt immer den Zeitgeist. Und unsere Gegenwart: Ist sie unter der digitalen Oberfläche nicht tatsächlich oft depressiv? Leben wir nicht in einer Gesellschaft, die den kapitalistisch-freiheitlichen Westen im Grunde ablehnt, die den Menschen für einen missratenen Umweltverschmutzer hält und sich den kulturellen Reset-Knopf wünscht? Bleibt zu hoffen, dass die gesellschaftliche Stimmung

sich eines Tages wieder aufhellt, so dass auch Bond wieder hoffnungsfroher werden darf. Es wäre schön, wenn Eleganz und Optimismus in die Serie zurückkehrten. Auf 007 kann sich das Kino schliesslich verlassen. Seit sechzig Jahren verspricht der Abspann: «James Bond will return.» Seit sechzig Jahren hält Bond dieses Versprechen.

Giuseppe Gracia ist Schriftsteller und war von 2011 bis Anfang März 2021 Medienbeauftragter des Bistums Chur. Seit «Moonraker» (1979) ist er Bond-Fan und Mitglied in mehreren Bond-Klubs.

Meine liebsten Bond-Zitate

«Sie sind etwas misstrauisch, Mr. Bond.»
«Lieber etwas misstrauisch als etwas tot.»
(«The Spy Who Loved Me», 1977)

«Ein bezaubernder Hauch von nichts, den Sie da beinahe anhaben.»
(«Diamonds Are Forever», 1971)

Während Bond am Dach einer Seilbahn hängt: «Halt dich fest, James!» – «Der Gedanke kam mir auch gerade.»
(«Moonraker», 1979)

«Wollen Sie, dass ich rede?» – «Nein, Mister Bond, ich möchte, dass Sie sterben.»
(«Goldfinger», 1964)

«Bei mir brauchen Sie Ihre Waffe nicht, Mister Bond.» – «Kommt darauf an, was Sie unter Safer Sex verstehen.»
(«Golden Eye», 1995)

Im Weltraum, während Bond den Bösewicht in die Luftschleuse lenkt: «Es ist nur ein kleiner Schritt für Sie, Mister Drax, aber ein grosser für die Menschheit.»
(«Moonraker», 1979)

Nach einer heftigen Schlägerei: «Ist er tot, James?» – «Das will ich doch hoffen!»
(«Diamonds Are Forever», 1971)

«Mister Bond, Sie haben diese unanständige Gewohnheit des Überlebens.»
(«Octopussy», 1983)

«Wer sind Sie?» – «Pussy Galore.» – «Das muss ein Traum sein.»
(«Goldfinger», 1964)

«Was wird aus der Welt, wenn Sie einem Schweizer Banker nicht mehr trauen können?»
(«The World Is Not Enough», 1999)

«Miss Anders – in Ihren Kleidern habe ich Sie gar nicht erkannt.»
(«The Man with the Golden Gun», 1974)

Bond stösst den Schurken in die Druckmaschine eines Zeitungsverlags: «Die drucken heutzutage einfach alles.»
(«Tomorrow Never Dies», 1997)

Giuseppe Gracia

Sensibel unsensibel

Auch wer für Fairness ist, kann Gendern für Humbug halten.



Jüngst hat der Autobauer Audi Richtlinien zur Gender-gerechten Sprache beschlossen. Laut der *Augsburger Allgemeinen* habe das Diversity-Management ein Jahr lang an der Planung und Umsetzung der Richtlinien (13-seitiges Dokument) gearbeitet, die «Audi ihren Beschäftigten ab sofort für die interne und externe Kommunikation an die Hand gibt». So rät Audi etwa, statt «Audianer» «Audianer—innen» zu schreiben. Gender-sensibel zu kommunizieren, sei eine Frage des Respekts und Ausdruck einer Haltung gegen Diskriminierung.

Ich fahre keinen Audi. Mir ist es grundsätzlich einerlei, dass sich ein Autohersteller ein Jahr lang mit Gender-Regeln befasst, wenn man dringendere Probleme wie Abgaswerte anpacken könnte. US-Umweltbehörden ermitteln seit 2017 gegen Audi, und gemäss «SWR Aktuell» rollt ein neuer Abgasskandal auf den Autohersteller zu; er steht im Verdacht, auch Benziner manipuliert zu haben. Aber jedem seine Prioritäten. Unternehmen wie Audi haben längst begriffen, dass solche «sozialen» Aktionen die besten PR-Tools sind. Hier tut der Einsatz nicht weh, anstrengend ist er auch nicht. Solange man einmal jährlich einen Diversity-Leitfaden erstellt, gibt's statt flächendeckend kritischen Medienberichten über möglicherweise illegale Abschalteneinrichtungen jede Menge Applaus und Gratis-PR. Dass Journalisten den Megakonzerne bei ihrem Zeitgeist-Opportunismus als bestmögliche Helfer—innen dienen, nehmen sie offenbar gerne in Kauf, solange diese für die richtige Sache werben.

Die Mehrheit der Gesellschaft lehnt Gendern auch nach der 4589. Umfrage ab, bei den rund 90 000 Audianer:innen dürfte das nicht anders sein. Wenn eine Firma ihren Mitarbeitern die Nutzung des Gender*innen-Gaps empfiehlt,

ist das kein Weltuntergang. Zu einem Problem wird es, wenn man es verpflichtend einführt, wie es vermehrt der Fall ist. In verschiedenen Städten schreiben Verwaltungsanordnungen Mitarbeitern gegenderte Kommunikation vor, Universitäten nehmen Arbeiten von Studenten nicht entgegen, die nicht «Gender-sensibel» verfasst sind.

Dabei gibt es viele Gründe, das Gendern abzulehnen. Das generische Maskulin schliesst alle mit ein; wenn von Ärzten gesprochen wird, denken die allermeisten Menschen an Männer und Frauen. Bei der Gender-Sprache geht es auch um Selbstbewusstsein; selbstbewusste Mädchen und Frauen fühlen sich beim generischen Maskulin nicht ausgeschlossen oder abgewertet, denken nicht, dass die Welt nur aus Männern besteht und sie keine Ingenieurinnen werden können. Dort könnte man ja mal ansetzen. Beim generischen Maskulin sind auch Menschen mitgemeint, die sich keinem binären Geschlecht (Mann oder Frau) zuordnen.

Grammatikalisch ist Gender-Sprache nicht korrekt. So sind Nörgelnde nicht dasselbe wie (ewige) Nörgler; Turnende nicht dasselbe wie Turner. Das Partizip I steht für Gleichzeitigkeit; ein Nörgelnder empört sich in dem Moment, ein Turnender ist gerade am Turnen. «Zu-Fuss-Gehende» ist genauso Humbug. Lustig ist auch die willkürliche Anwendung: Von Populist*innen oder Verbrecher—innen habe ich noch nie gelesen.

Sprache ist das wichtigste Kommunikationsinstrument und sollte für alle einfach zu verstehen und anzuwenden sein. Die aktivistisch geschulten Gender-Verfechter aus Medien, Kultur und Politik scheinen das in ihrem Einsatz für Gerechtigkeit zu übersehen, oder es ist ihnen egal. Sternchen, Unterstrich & Co. ma-

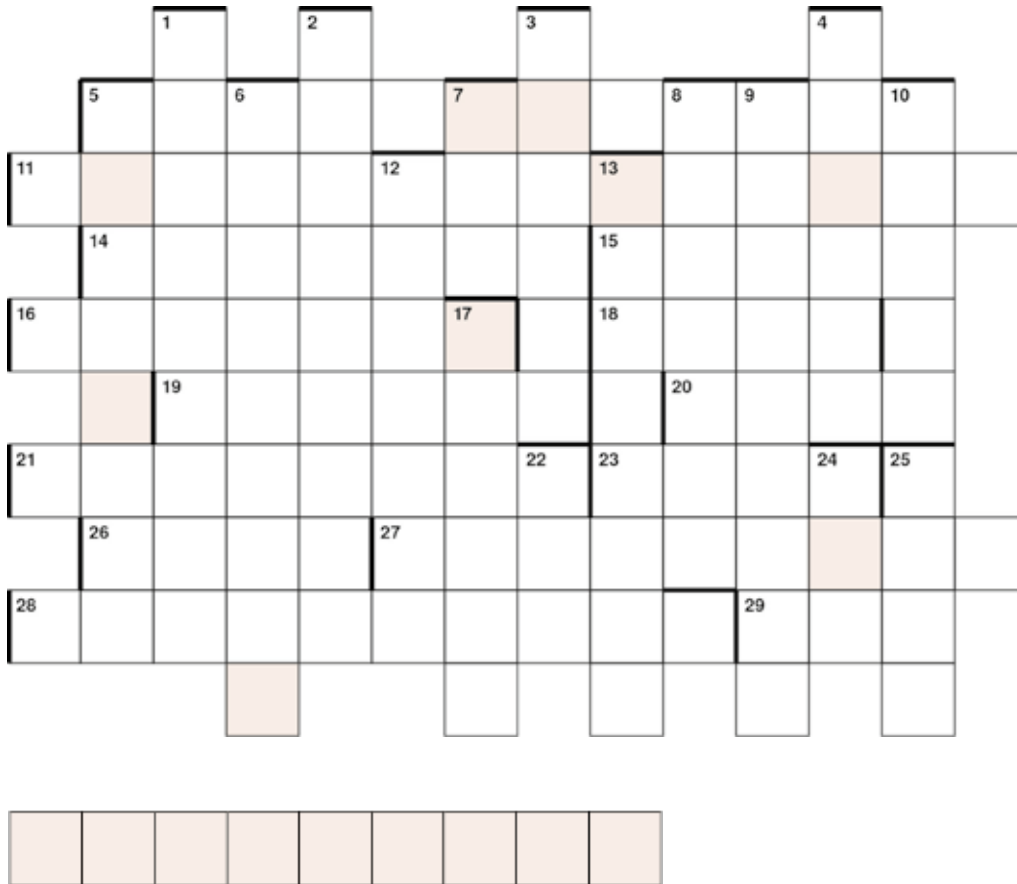
chen Kommunikation kompliziert, Texte werden schwerer lesbar.

Menschen respektvoll zu begegnen, hat nichts mit Sternchen zu tun, Gendern bringt nicht mehr soziale Gerechtigkeit. In einer früheren Welt hiess Diskriminierung einmal, eine Person (meist mit Absicht) zu diskriminieren oder zu beleidigen. Heute, so geht die Ideologie, die hinter dem Gendern steckt, macht man sich der Diskriminierung und Beleidigung nur schon schuldig, wenn man diese neue Sprache nicht benutzt. Oder wenn man vernünftige Argumente über subjektive Befindlichkeiten stellt, weil nicht persönliche Betroffenheit über Gut und Böse entscheidet, sondern viel eher die in Jahrhunderten entstandene und ausgehandelte Übereinkunft der Gesellschaft. Oder weil man einer Ideologie nicht folgt, die beansprucht, zu wissen, was richtig und was falsch ist.

Die Aggressivität und Selbstgerechtigkeit, mit der ein Sprachwandel erzwungen werden soll, lässt oft gar keine Debatte mehr zu: Menschen, die Gender-Sprache ablehnen, werden als dumm, männlich, weiss und als Nazis beschimpft (kein Witz). Von jenen, die sich als tolerant, offen und sensibel bezeichnen.

Trotz dieser Gründe halte ich ein Verbot der Gender-Sprache für unzeitgemäss. Wer sie benutzen will, wer meint, sich so für eine bessere Welt einzusetzen oder damit seine moralische Beschaffenheit zu demonstrieren, soll das tun (dürfen) – es ist ein freier Entscheid. Umgekehrt sollte es auch der freie Entscheid jedes Einzelnen sein und bleiben, sie nicht zu benutzen. Alles andere ist das Beschneiden der individuellen Freiheit.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Der Emmentaler für Käsehasser

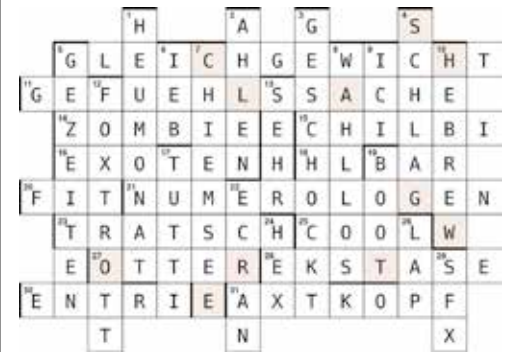
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Eingleiten funktioniert mit dessen Hilfe wie geschmiert, eine Einnahme der Brühe jedoch nur mit grosser Mühe. **11** Nein, kein Verliererverein! – Die lassen Tyrannen, um Rebellen zu richten und Schriften zu vernichten, in Schichten errichten. **14** Schwerer und schwerer werden die Glieder, tiefer und tiefer sinken die Lider ... müder und müder und ... schnipp! **15** Für die französischsprachige Christenheit die Christfestvorbereitungszeit. **16** Ein Engländer, der in der Sauna sitzt oder einer, der vor Kälte schützt. **18** Sozusagen ein Schlagwort der Körpersprache. **19** Zum senkrechten Platziere oder unrechten Kassieren fehlt diesen Pfeilern der eine oder andere. **20** Dabei wird hahaha, hehehe und hihhi zu «a a a», «ö ö ö» und «i i i». **21** Erstaunlich, aber wahr: Rein juristisch muss, was der hat, nicht sein Eigen sein. **23** Went with Jack up the hill to fetch a pail of water; Jack fell down and broke his crown, and she came tumbling after. **26** Sind am dreizehnten November die Bürger aller Länder. **27** Vielleicht nicht leicht wie eine Feder, aber leicht: wie eine Feder. **28** Ist, auch genant genannt, ziemlich peinlich. **29** Das Tokio der Tokugawa.

Senkrecht — **1** Der Volkssport in der Essnische. **2** Musizierende Zehnfüssler. **3** Eine praktische sowie taktische Frage sowohl beim Rezyklieren als auch beim Investieren. **4** Der Mann hinter einem Männermagazin voller Frauen. **5** Auf dem Grün bleiben sterbende nur so lange liegen bis sie einen Freistoss kriegen. **6** Dass einem eine Laus über die Leber läuft, ist ein möglicher Grund für diesen Befund. **7** Die und sie in Martigny. **8** Ein Vorzögling oder Quotenking. **9** Der zündete seine Flinte mit Flinten, nicht wie die Musketiere mit Luntten. **10** Zur Type braucht der baltische Typ noch eine Type. **12** Oaner wie der Bulle, den der Fischer gab. **13** Was das Begreifen durch Langen und Greifen anbelangt. **17** All die rationalen sind solche Zahlen, allerdings nicht umgekehrt. **22** Der Barone, vom gleichnamigen Romano gespielt, wurde neun Staffeln lang von allen geliebt. **24** Hofmanns Sorgenkind mit der Mutterkorn-Mutter. **25** Zum Beispiel das Datei- oder Programmpiktogramm.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 707



Waagrecht — **5** GLEICHGEWICHT **11** GEFUEHLSSACHE **14** ZOMBIE **15** CHILBI: ursprünglich Kirchweih **16** EXOTEN **18** HL: kurz für heilig oder Hektoliter **19** BAR **20** (Kon)FIT(tire) **21** NUMEROLOGEN **23** TRATSCH **25** COOL **27** Die/der OTTER: Viper oder Wassermarder **28** EKSTASE **30** ENTRI: engl. auch Einreise **31** AXTKOPF

Senkrecht — **1** HEUMONAT: ein alter deutscher Name für den Juli **2** AHLEN **3** GESCHOCKT **4** (Schicksals)SCHLAG(hose) **5** GEZEITEN **6** IEB Bush **7** CHIEMSEE **8** WAHLLOS **9** ICI: franz. hier **10** HEBREW: engl. Hebräisch **12** FOXTROTT: fox = engl. Fuchs **13** SEHR **17** TUTTI: musikalische Spielanweisung **19** BOOT: Anspielung auf das Lied «Er hat ein knallrotes Gummiboot» von Wencke Myhre **22** ECRAN: franz. Bildschirm (wie etwa das Handydisplay) **24** HEX: Hexadezimalsystem **26** LAP(top) **29** SFX: Abkürzung für Spezial- sowie Soundeffekt

Lösungswort — **SCHLAGWORTE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war der erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, der das Datum in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BUCHERER

1888

bucherer.com